



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

- **Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller / Werner Schneider / Willy Viehöver / Saša Bosančić**
Diskurse untersuchen. 10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch zwischen den Disziplinen
- **Rainer Diaz-Bone / Jennifer Widmer**
Zum Stand der Diskursforschung – Anmerkungen und Befunde zu Institutionalisierung, Problemen und Struktur eines transdisziplinären Feldes
- **Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist / Wolf Schünemann / Willy Viehöver**
Interdisziplinäre Diskursforschung? Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen, Chancen und Sackgassen der Interdisziplinarität
- **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**
Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen, Teil 5: Beschreiben, Verstehen, Erklären



Manfred Prisching

Zeitdiagnose

Methoden, Modelle, Motive

Reihe: Standards standardisierter und nichtstandardisierter Sozialforschung

2018, 232 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-3809)

Auch als **E-Book** erhältlich

Das Angebot an Zeitdiagnosen ist reichlich, von den Klassikern bis zu den Postmodernen. Doch zuweilen haben Zeitdiagnosen eine ambivalente Nachrede. Deshalb ist eine methodische Bestandsaufnahme angebracht.



Stefan Müller / Wolfgang Sander (Hrsg.)

Bildung in der postsäkularen Gesellschaft

2018, 264 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3819)

Auch als **E-Book** erhältlich

Auch im aufgeklärten 21. Jahrhundert ist die Religion wirkungsmächtig: Im globalen Maßstab gewinnt sie zunehmend an Bedeutung. Dabei zeichnen sich zugleich erhebliche Konfliktlinien ab. Der Band diskutiert die Bedeutung von Religion für Bildungsprozesse unter den heutigen Bedingungen der Weltgesellschaft.



Jürgen Ritsert

Zur Philosophie des Gesellschaftsbegriffs

Studien über eine undurchsichtige Kategorie

Reihe: Gesellschaftsforschung und Kritik

2017, 304 Seiten, broschiert, € 34,95 (44-3744)

Auch als **E-Book** erhältlich

„Gesellschaft“ stellt einen Grundbegriff der Wissenschaft von der Gesellschaft dar, den man mit Recht als unergründlich bezeichnen kann. Das Buch informiert über die zentralen Kontroversen zum Begriff der Gesellschaft.

Inhaltsverzeichnis

Reiner Keller / Werner Schneider / Willy Viehöver
Editorial zur Jubiläumsausgabe »5 Jahre Zeitschrift für Diskursforschung« 110

Themenbeiträge

Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller / Werner Schneider / Willy Viehöver
Moderation: Saša Bosančić
Diskurse untersuchen. 10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch
zwischen den Disziplinen 113

Rainer Diaz-Bone / Jennifer Widmer
Zum Stand der Diskursforschung – Anmerkungen und Befunde zu
Institutionalisierung, Problemen und Struktur eines transdisziplinären Feldes 146

Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist / Wolf Schünemann
Moderation: Willy Viehöver
Interdisziplinäre Diskursforschung? Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen,
Chancen und Sackgassen der Interdisziplinarität 162

*Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider /
Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver*
Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen, Teil 5:
Beschreiben, Verstehen, Erklären 181

Review

Laura Pantzerhielm
Herzog, Benno (2017): Discourse Analysis as Social Critique:
Discursive and Non-Discursive Realities in Critical Research. 204

Michael Bender
Zinn, Jens O. / McDonald, Daniel (2017): Risk in the New York Times (1987–2014)
A corpus based exploration of sociological theories. 210

Spring School »Wissenssoziologische Diskursanalyse« 214

»Die Diskursive Konstruktion von Wirklichkeit IV – Interdisziplinäre
Perspektiven einer wissenssoziologischen Diskursforschung«
Tagung an der Universität Augsburg, 21. und 22. März 2019 215

Reiner Keller / Werner Schneider / Willy Viehöver

Editorial zur Jubiläumsausgabe »5 Jahre Zeitschrift für Diskursforschung«

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

hiermit möchten wir Sie herzlich auch im Namen des gesamten Redaktionsteams in dieser Ausgabe zum fünfjährigen Jubiläum der Zeitschrift für Diskursforschung begrüßen. Dazu gehören bekanntlich Saša Bosančić, der schon seit Beginn mit enormem Engagement die Zeitschrift ermöglicht. Dann wollen wir auch Oliver Dimbath und Matthias Klaes nennen, die in der Vergangenheit engagiert waren, sowie die aktuellen studentischen und wissenschaftlichen Mitarbeiter Christopher Schwitanski, Martin Blessinger und Moritz Hillebrecht, die große Anteile der laufenden Organisations- und Redaktionsarbeit übernehmen. Vor etwa sieben Jahren, als wir die Vorbereitungen zu diesem Projekt gestartet haben, waren durchaus mehrere Verlage interessiert – aber nur wenige waren zu eigenem Engagement bereit. Wir möchten uns deshalb an dieser Stelle beim Beltz Verlag und dort insbesondere bei Frank Engelhardt bedanken, dessen nachhaltiges und vorbehaltloses Vertrauen sowie unermüdliches Interesse die Zeitschrift mitermöglich hat. Inzwischen fördert auch die Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Augsburg das Vorhaben; auch dies mag als Zeichen eines gelungenen Unterfangens gelten.

Aus Anlass des fünfjährigen Bestehens der Zeitschrift haben wir am 23. März 2018 an der Universität Augsburg ein Symposium veranstaltet. Die Hauptidee dafür war, ein fünfjähriges Jubiläum als Erfolg, Bestätigung und Ansporn zu begreifen und deswegen nicht einfach so vorübergehen zu lassen. Vielmehr sollte es dazu dienen, Bilanz zu ziehen und Ausblicke zu wagen, sowie wichtige Diskussionslinien über Disziplingrenzen hinweg wieder aufzugreifen, die für das Projekt dieser Zeitschrift und darüber hinaus für den Austausch in der Diskursforschung von Bedeutung sind. Das Programm bestand aus zwei Podiumsdiskussionen und drei Gastkommentaren.

In der ersten Podiumsdiskussion stand das Thema »Diskurse untersuchen. 10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch zwischen den Disziplinen« (Moderation: Saša Bosančić, Augsburg; mit Reiner Keller, Augsburg; Oliver Kühschelm, Wien; Marcus Müller, Darmstadt; Werner Schneider, Augsburg; und Willy Viehöver, Aachen) im Mittelpunkt. Anlass dafür war eine Rekapitulation der interdisziplinären Diskussion über Fragen der Diskursforschung, die wir vor zehn Jahren in Augsburg mit einigen Kollegen durchgeführt hatten, und deren aktualisierte und bearbeitete Form in dieser Zeitschrift erschienen ist. Wie lassen sich die damaligen Gespräche aus heutiger Sicht bilanzieren? Wie schätzen die Podiumsteilnehmer die seither eingetretenen Entwicklungen oder Nicht-Entwicklungen ein?

Auf diese weiter unten dokumentierte Diskussion folgten unter dem Titel »Fünf Jahre Zeitschrift für Diskursforschung revisited« Kommentierungen zu den bisherigen Ausgaben der Zeitschrift aus unterschiedlichen Fachdisziplinen, zu denen wir Rainer Diaz-Bone (Luzern), Peter Kraus (Augsburg) und Heidrun Kämper (Mannheim)¹ eingeladen hatten. Der Beitrag von Rainer Diaz-Bone, den er in Zusammenarbeit mit Jennifer Widmer verfasst hat, ist ebenfalls nachfolgend abgedruckt.

Einen dritten Diskussionsblock bildete dann das ebenfalls weiter unten abgedruckte abschließende Podiumsgespräch »Interdisziplinäre Diskursforschung? Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen, Chancen und Sackgassen der Interdisziplinarität«. Es wurde von Willy Viehöver (Aachen) moderiert; dabei diskutierten Ekkehard Felder (Heidelberg), Stefan Lindl (Augsburg), Felicitas Macgilchrist (Braunschweig/Göttingen) und Wolf Schünemann (Hildesheim) über die oben erwähnten Fragen.²

Das Hauptziel des Symposiums bestand darin, ein interdisziplinäres Gespräch voranzutreiben, das für die Idee der Zeitschrift konstitutiv ist und sich in der Vergangenheit in den Beiträgen ganz unterschiedlicher Fachwissenschaften dokumentierte.

Fünf Jahre Zeitschrift für Diskursforschung bedeuten bisher 94 veröffentlichte Themenbeiträge, Reviews und Berichte in Einzelheften; davon 80 in deutscher Sprache und 14 in englischer Sprache. Hinzu kommen bislang 15 Beiträge in Beiheften; derzeit sind zwei weitere Beihefte in Vorbereitung. Mehrere externe GastherausgeberInnen haben zudem Schwerpunktausgaben der laufenden Hefte organisiert. Bislang haben in der Zeitschrift insgesamt 139 AutorInnen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, England, Kanada, Dänemark und Finnland geschrieben. Das double-blind peer review Verfahren hat sich unseres Erachtens bewährt. Sowohl den AutorInnen als auch den GutachterInnen gilt deshalb an dieser Stelle ein besonderer Dank. Es wurden 31 Beiträge abgelehnt, was in etwa einer Quote von 33% entspricht. Unser Beirat setzt sich gegenwärtig zusammen aus Johannes Angermüller, Andrea Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz Eder, Ekkehard Felder, Peter Kraus, Fabian Kessl, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo Warnke, Martin Wengeler und Ruth Wodak. Eine Erweiterung wird gerade vorbereitet.

Seit einigen Jahren kann nun schon von einer breiten Konjunktur der Diskursforschung in ganz unterschiedlichen Fachdisziplinen gesprochen werden. Das ist überaus erfreulich und bestärkt uns sicherlich in der Arbeit der Zeitschrift. Zudem sehen wir die theoretischen und methodologisch-methodischen Diskussionen noch lange nicht erschöpft – ganz zu schweigen von den empirisch-inhaltlichen Gegenständen. Wichtige Desiderate sind wohl gerade die Fragen der Interdisziplinarität, der Multimodalität und Visualität, der Materialität sowie des methodischen oder inhaltlichen Integrationspotentials von quantitativen und qualitativen Ansätzen.

Das vorliegende Heft enthält nicht nur Beiträge des Symposiums. Vielmehr freuen wir uns, Ihnen auch den abschließenden fünften und letzten Teil der Gesprächsrunde »Diskurse untersuchen: Beschreiben, Verstehen, Erklären« vorstellen zu können, an der

1 Heidrun Kämper musste leider krankheitsbedingt kurzfristig ihre Teilnahme absagen.

2 Inka Bormann (Berlin) musste ebenfalls krankheitsbedingt ihre Teilnahme kurzfristig absagen.

Reiner Keller, Achim Landwehr, Wolf-Andreas Liebert, Werner Schneider, Jürgen Spitzmüller & Willy Viehöver beteiligt waren.³ Auf dieses Gespräch und einige weitere Podiumsdiskussionen, die von den Herausgebern der Zeitschrift um die Wende zu den 2000er Jahren organisiert wurden, beziehen sich im Übrigen auch einige einleitende Worte der ersten Podiumsdiskussion des Symposiums.

Schließlich stellen wir Besprechungen zweier ganz unterschiedlicher aktueller Neuerscheinungen aus den Gebieten der Diskursforschung vor: Laura Pantzerhielm bespricht Benno Herzogs »Discourse Analysis as Social Critique: Discursive and Non-Discursive Realities in Critical Research«, erschienen 2017; Michael Bender rezensiert »Risk in the New York Times (1987–2014). A corpus based exploration of sociological theories« von Jenns O. Zinn & Daniel McDonald, ebenfalls 2017 erschienen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und sind gespannt auf Ihre kommenden Beiträge.

Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Prof. Dr. Reiner Keller
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider
Lehrstuhl für Soziologie/Sozialkunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Dr. Willy Viehöver
RWTH Aachen
Theaterplatz 14
52062 Aachen
wilhelm.viehoever@humtec.rwth-aachen.de

3 Die vorhergegangenen Teile sind erschienen in den Heften Nr. 1/2015, 2/2015, 3/2015 und 1/2018 der ZfD.

Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller / Werner Schneider
Willy Viehöver

Moderation: Saša Bosančić

Diskurse untersuchen

10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch zwischen den Disziplinen

Saša Bosančić

Ich darf auch gleich die Podiumsteilnehmer mit nach vorne nehmen und auch von mir nochmal ein herzliches Willkommen. Ich würde bei der Vorstellungsrunde gerne mit den ›externen‹ Gästen beginnen und als ersten Oliver Kühschelm vorstellen, der Gastprofessor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien ist. Er vertritt insbesondere die historische Diskursanalyse und hat dazu unter anderem mit Franz Eder zu Visualisierungen in historischen Diskursen publiziert (Eder/Kühschelm/Linsboth 2014). Ich freue mich auch, dass Marcus Müller kurzfristig einspringen konnte. Er ist Professor für Germanistik und digitale Linguistik an der TU Darmstadt und hat neben seinen zahlreichen Aktivitäten unter anderem die virtuelle Forschungs- und Lehrplattform *discourselab.de*¹ gegründet. Damit darf ich Ihnen die Herausgeber ebenfalls kurz vorstellen: Werner Schneider, Professor für Soziologie an der Universität Augsburg, zugleich auch Vizepräsident der Universität Augsburg, der gemeinsam mit der Andrea Bührmann 2008 das Einführungswerk in die Dispositivanalyse publiziert hat (Bührmann/Schneider 2008). Dann darf ich Ihnen auch Willy Viehöver vorstellen, der Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Globalisierung an der Hochschule Fulda ist und sich mit der narrativen Diskursanalyse beschäftigt. Und nicht zuletzt Reiner Keller, der Professor für Soziologie an der Universität Augsburg und Vertreter der wissenssoziologischen Diskursanalyse ist.²

Die Idee zu diesem Podium beruht auf einer vorangehenden Veranstaltung. Ende der 1990er Jahre haben sich mit Werner Schneider, Reiner Keller, Willy Viehöver und Andreas Hirseland Forscher zusammengefunden, die einerseits mit wissenssoziologischen Konzepten gearbeitet haben und sich andererseits auf Foucault bezogen haben. Aus diesem gemeinsamen Interesse heraus hat sich hier ein Arbeitskreis Diskursanalyse gebildet und daraus entstanden unterschiedliche Workshops, die auf ein sehr breites Interesse ge-

1 <https://discourselab.de/>

2 Wolf-Andreas Liebert, Achim Landwehr und Jürgen Spitzmüller waren ebenfalls zu diesem Podium eingeladen, konnten aber aus unterschiedlichen anderweitigen Verpflichtungen leider nicht teilnehmen.

stoßen sind. Es waren zum Teil Tagungen und Workshops mit über 100 Teilnehmern aus den unterschiedlichsten Disziplinen. Aus diesen Veranstaltungen des Arbeitskreises sind dann die zwei Handbücher hervorgegangen, die mittlerweile auch 2010 und 2011 nochmal in einer erweiterten Auflage erschienen sind und die ein sehr breites Abbild des Feldes geben (Keller et al. 2010, 2011): von der linguistischen zu der historischen zur kritischen Diskursanalyse sind im Grunde sehr viele Vertreterinnen und Vertreter des sich seit den 1990er Jahren konstituierenden und mittlerweile etablierten Feldes der Diskursforschung versammelt. In diesem Kontext des AK Diskursanalyse entstand die Idee, Vertreter aus unterschiedlichen Disziplinen einzuladen, um sich zu einem interdisziplinären Gespräch zu treffen, auch mit dem Ziel einer Publikation. Diese ersten interdisziplinären Gespräche fanden im Jahr 2009 in Augsburg statt. Reiner Keller war zu der Zeit, wie auch Wolf-Andreas Liebert, der an der Diskussion teilgenommen hatte, an der Universität Koblenz-Landau, Jürgen Spitzmüller an der Universität Zürich. Ursprünglich war neben den Herausgebern Werner Schneider, Willy Viehöver, Reiner Keller auch noch Achim Landwehr beteiligt, ein Vertreter der historischen Diskursanalyse. Die Linguisten Wolf-Andreas Liebert und Jürgen Spitzmüller waren ebenfalls an der Diskussionsrunde beteiligt. Ursprünglich war auch noch geplant, mit Franz Eder einen weiteren Vertreter der historischen Diskursanalyse einzuladen, was aus terminlichen Gründen jedoch nicht zustande kam. Die Idee für die heutige Diskussionsrunde geht demnach auf dieses im Jahr 2009 stattgefundene Gespräch zurück, wobei es natürlich nicht darum geht, dieses zu reproduzieren, was allein schon aufgrund der unterschiedlichen Zusammensetzung nicht möglich ist. Vielmehr wollen wir auch auf Grundlage der in der Zeitschrift für Diskursforschung sukzessive veröffentlichten und überarbeiteten Gespräche der ersten Runde eine neuerliche Diskussion zwischen den Disziplinen anregen.³ Ich möchte jetzt nicht mehr viel vorweg sagen. Die Idee bei diesem ersten Panel ist es demnach, lose auf diese erste Gesprächsrunde Bezug zu nehmen und wir beginnen mit einem Eingangsstatement. Da würde ich auch unsere Gäste zunächst bitten, dass Oliver Kühschelm anfängt und dann gehen wir reih um und schließen mit Werner Schneider. Ich habe mir aus den ersten Diskursgesprächen vor allem dazu Fragen notiert, wenn die Gesprächsteilnehmer anmerkten, dass bestimmte Fragen »unbedingt noch« behandelt werden müssten. Mich würde interessieren, was aus diesen Vorhaben geworden ist. Dann würde ich jetzt Oliver Kühschelm bitten einzusteigen.

Oliver Kühschelm

Vielen Dank. Ich habe hier das Privileg den Anfang zu machen. Ich habe die Files mit der Diskussion von vor 10 Jahren zugeschickt bekommen und wenn man Historikern Quellen gibt, dann schauen sie sich die an. Ich habe das Transkript also gelesen und versucht mir ein bisschen Notizen dazu zu machen. An der Situation jetzt fällt mir auf, dass es fast merkwürdig ist, dass ich in der Mitte sitze, denn eigentlich habe ich den Eindruck, dass

3 Der fünfte Teil der Gesprächsrunde findet sich in dieser Ausgabe der Zeitschrift für Diskursforschung, der erste, zweite und dritte Teil in der Ausgabe 1, 2 und 3 des Jahres 2015; der vierte Teil wurde in der Ausgabe 1/2018 publiziert.

die Geschichtswissenschaft eher eine Randposition in dieser Diskussion einnimmt bzw. habe ich das so im Transkript der Diskussion vor 10 Jahren wahrgenommen. Wenn man vom Wortanteil der Teilnehmer ausgeht, dann war das vor allem eine Diskussion unter Sozialwissenschaftlern. Vielleicht ist auch nur Achim Landwehr, der damals die Geschichtswissenschaften vertrat, ein besonders guter Zuhörer, aber es könnte auch sein, dass sich für die Geschichtswissenschaften bestimmte Fragen ein bisschen anders und vielleicht auch ein bisschen weniger brisant stellen.

Viel diskutiert wurde über die Passung von Diskurstheorie und -methode; ich würde nicht sagen, dass das für die Geschichtswissenschaften keine Bedeutung hat, aber es scheint mir vergleichsweise wenig brisant, weil die Geschichtswissenschaften weniger theorieorientiert sind und sich auch bei der Explizierung ihrer Methoden recht zurückhalten. Sobald man daher irgendeine Art von Theorieorientierung ins Treffen führen und sagen kann, für welche Methoden man sich interessiert, also über die schlichte Auskunft hinausgeht, dass man eben die historischen Methoden verwendet, hat man ohnehin gewonnen – oder auch verloren, wenn man das Desinteresse vieler Historiker an solchen Fragen in Rechnung stellt. Insofern ist eine Diskussion darüber, wie Theorie und Methode der Diskursanalyse zusammenpassen, keine, die man innerhalb der Geschichtswissenschaften leicht replizieren könnte. Man würde zu wenige Gesprächspartner finden und das wird wohl auch in Zukunft nicht leichter werden – ganz im Gegenteil. Die Diskursanalyse wird stark mit den Kulturwissenschaften assoziiert bzw. wird sie in den Geschichtswissenschaften auch unter das behäbige Label der Kulturgeschichte eingeordnet – und das ist die Mode von gestern. Mit dem Abflauen dieser Mode ist auch das Theorieinteresse zurückgegangen.

Für die Geschichtswissenschaften ist die Diskussion unter Sozialwissenschaftlern aber insofern interessant, als man von allen möglichen Bausteinen und Instrumenten erfährt, mit denen man in der empirischen Forschung etwas tun kann. Das ist auch mein Zugang zur Diskursforschung aus den Sozialwissenschaften immer gewesen. Immer wenn ich ein Werkzeug erkenne, das mir als Hilfsmittel dienen kann, übernehme ich es und schaue, was ich damit tun kann. Das ergibt eine eklektische Zusammenstellung, vielleicht auch ein willkürliches Zusammenwürfeln. Ich nehme an, aus Sicht einer sprachwissenschaftlichen oder soziologischen Diskursforschung könnte es jedenfalls so aussehen. Der systematisierende Anspruch ist sicher geringer. Innerhalb der Geschichtswissenschaften gibt es natürlich unterschiedliche Varianten des Umgehens mit der Diskursforschung, aber eine starke und prominente Variante ist es, sich auch diskurstheoretisch von Foucault inspirieren zu lassen. Foucault bietet Mittel zur Verfremdung, zur Distanzierung, mit denen man einen neuen Blick auf bestimmte Fragen bekommen kann. Das ist, glaube ich, was die Arbeit von Philipp Sarasin stark repräsentiert (Sarasin 2003).

Vielleicht nenne ich noch zwei Fragen, die mir aus der Diskussion von vor 10 Jahren gerade für die Geschichtswissenschaften relevant erscheinen. Das eine ist die Frage, wie das jetzt dann eigentlich mit der Wirklichkeit ist.⁴ Da gab es ja diese Unterscheidung zwischen materialen und diskursiven Praktiken. Achim Landwehr hat gemeint, er versteht

4 Diskurse untersuchen, Teil 2.

eigentlich nicht, wozu man diese Unterscheidung treffen sollte.⁵ Ich bin mir nicht sicher, ob ich verstehe, warum man das nicht unterscheiden sollte. Die vergangene Wirklichkeit ist ein Fluchtpunkt historischer Forschung, ein uneingelöstes Begehren (Sarasin 2011, S. 159 f.; Leendertz/Meteling 2016). Es ist immer da, auch wenn man sich immer wieder darüber hinwegschwindeln kann; aber man wird damit auch von den Kollegen konfrontiert. Insofern scheint mir das eine zentrale Frage. Es würde mich auch interessieren, ja was die Teilnehmer hier am Podium dazu meinen.

Das zweite ist die Frage nach Wirkung von Diskursen und wie solche Wirkungen funktionieren. Ich selbst habe mich etwas für Versatzstücke aus der kognitiven Linguistik, insbesondere die Theorie konzeptueller Metaphern interessiert. Man findet sie oft in diskursanalytische Strategien eingebaut und das scheint mir auch sehr nützlich. Immer wieder hat sich für mich aber die Frage gestellt, ob man denn daraus, wie diese Metaphern gebaut sind, auch Wirkung ablesen kann. Wenn ja, so müsste das den Weg zu Prognosen weisen und das wäre umgekehrt auch für die Geschichtswissenschaften relevant. Man könnte dann Wirkung textintern postulieren. Das scheint mir eine heikle Sache, aber gerade deshalb wäre es interessant zu erfahren, was die Kollegen hier meinen, ob und wie das geht.

Saša Bosančić

Vielen Dank, dann würde ich Marcus Müller bitten.

Marcus Müller

Vielen Dank, Saša. Ich bin froh und dankbar, dass ich hier vorne sein darf. Dort wäre ich sowieso gesessen, ich hatte mich ja schon angemeldet und bin, jetzt wie du gesagt hast, eingewechselt worden. Das halte ich für eine große Ehre. Bei deiner Einführung musste ich ans Fußball-Länderspiel heute Abend denken – im Endspiel der letzten Weltmeisterschaft wurden bekanntlich kurz vor Schluss zwei junge frische Einwechselspieler eingewechselt und haben das Siegtor geschossen. Das legt natürlich die Messlatte so hoch, dass ich sie jetzt schon gerissen habe.

Ich habe mich auch mit den Texten, die du uns zur Verfügung gestellt hast, beschäftigt. Ich habe sie nicht von vorne bis hinten gelesen; ich bin Korpuslinguist: Ich habe mir also Konkordanzen erstellt und mal geschaut, was zu Methoden gesagt wurde, und habe so ein bisschen prismaartig auf diese Weise versucht, einen Zugang zu finden. Ich bin so – und das ist natürlich wieder ein Wahrnehmungsphänomen – sehr oft über Aussagen von Jürgen Spitzmüller gestolpert, der die Linguistik damals als ein Fach beschrieben hat, das sozusagen sehr jung auf dem Weg in die Diskursforschung ist und in dem Methoden geprüft werden, es aber noch gar nicht sicher ist, welche sich eignet und welche sich noch nicht eignet und welche in der Diskursforschung eine Rolle spielen könnte und sozusagen noch vor dem Prozess der Validierung steht. Das ist nach meiner Beobachtung heute anders. Wir haben ein recht breit akzeptiertes Feld an Methoden, die aus der lexikalischen Semantik kommen, aus der Textlinguistik, aus der Stilistik und aus der linguisti-

5 Bzw. zwischen diskursiv und nicht-diskursiv: Landwehr 2010, S. 383.

schen Pragmatik. Die kognitive Metapherntheorie ist schon genannt worden, in verschiedenen Ausprägungen, die eine große Rolle spielt in der linguistischen Diskursanalyse. Die Analyse von Präsuppositionen etwa hat sich als sehr erfolgreich erwiesen, die Argumentations- und Toposanalyse, wie sie Martin Wengeler schon recht früh eingeführt hat und die auch über das engere Feld der Linguistik hinaus große Wellen geschlagen hat und erfolgreich angewandt worden ist. Das sind Methoden, die kann man so nennen und dann passiert es einem nicht mehr, dass jemand sagt: Bist du sicher, dass Metaphernanalyse etwas bringt, wenn man Diskurse erforscht? Im Moment werden insbesondere digitale Methoden der Diskursanalyse diskutiert – und dafür stehe ich natürlich auch und vielleicht bin ich deswegen als Einwechselspieler da (Müller 2015, 2017). Ich habe ja eine Professur für digitale Linguistik.

Das Feld der digitalen Repräsentation von Untersuchungsgegenständen und was daraus folgt, ist sicherlich eines, das im Moment im Zentrum der Methoden-Debatte nicht nur der Linguistik, sondern auch der linguistischen Diskursforschung steht. Dazu ist es mir sehr wichtig darauf hinzuweisen, dass es da viele Missverständnisse gibt. Die hängen damit zusammen, dass man oft die Möglichkeiten und Erfordernisse des Umgangs mit digitalen Forschungsdaten auf das Thema der Datenquantifizierung reduziert. Auf der einen Seite stehen die Folgerungen, die aus meiner Sicht in jedem Fall daraus zu ziehen sind, dass viele Forschungsdaten uns heute digital zur Verfügung stehen – und da möchte ich im Duktus des Volksbeglückers und Missionars auftreten: Das bezieht sich auf die Frage, wie man Texte, Forschungsdaten, aber auch Bilder digital repräsentiert, welchen Standards man folgt, welche Arten von Metadaten, also Angaben von Situationen, sozialen Hintergründe, Autorinnen und Autoren, Textsorten und so weiter, in welcher Form man die am besten hinschreibt. Dazu gehört ein wichtiges Feld, das wir LinguistInnen Annotation nennen und die SoziologInnen meistens Kodierung. Das ist etwas, was in der Soziologie schon länger auf eine seriöse und methodologisch durchdrungenere Weise diskutiert wird als in der Linguistik. Da geht es im Kern darum, dass man die Interpretation, die man auf der Basis des Reizes einer Textstelle ansetzt, nicht einfach so für sich wahrnimmt und hinterher ein Buch darüber schreibt, sondern dass man sie auch hinschreibt und sozusagen geregelte Formen der Beziehung zwischen einem Forschungsreiz und einer Interpretation ansetzt. Dadurch, dass man das hinschreibt, ist man gezwungen sich zu überlegen, welche Kategorie hier geeignet ist und in welcher Beziehung sie sich zu anderen Kategorien befindet. Wenn wir also von verschiedenen Typen von Argumentationstopoi reden und davon, ob die einander übergeordnet, nebengeordnet oder beigeordnet sind oder gar nichts miteinander zu tun haben, sind es zwei Perspektiven auf ein und dieselbe Sache, solche Dinge. Ich kann mir immer noch sehr gut vorstellen, dass es ein tolles Buch gibt, wenn jemand sich hinsetzt und ein Jahr lang Zeitung liest und hinterher ein Buch darüber schreibt, aber er wird wahrscheinlich keine Forschungsgelder bekommen und es wird auch schwierig, mit ihm zusammen zu arbeiten, weil man einfach die Prozesse, die zu einem Analyse-Ergebnis führen, nicht nachvollziehen kann. Und deswegen möchte ich für Annotation als Externalisierung von Interpretamenten plädieren – das hat nicht zwangsweise mit Digitalisierung zu tun, wird aber in der Praxis doch sehr von der digitalen Textrepräsentation begünstigt. Da würde ich sagen, dass wir

auf dem Weg sind, bestimmte Standards zu erarbeiten, hinter die man auch nicht mehr fallen sollte. Das ist das eine – und das andere ist, dass die digitale Forschung sehr oft und schnell mit Quantifizierung von Daten assoziiert wird. Das ist natürlich auch ein wichtiger Aspekt, aber mir scheint es wichtig zu sein, dass wir die Folgerungen aus der digitalen Repräsentation von Daten für den Forschungsprozess von dem Thema der Quantifizierung von Daten erst einmal trennen. Dann werden wir uns hier, wenn wir Lust haben, darüber unterhalten, was denn Quantifizierung leisten kann und leisten soll, ob das immer sinnvoll ist, das ist glaube ich eine ganz andere Art von Frage als die nach der Standardisierung von Forschungsroutinen, die sich aus digitalen Zusammenhängen ergeben.

Saša Bosančić

Dankeschön. Willy Viehöver.

Willy Viehöver

Ja, es ist kein ganz leichtes Thema, über das wir hier sprechen; die Debatte, die wir hier mit unseren Statements eröffnen sollen, heißt »Diskursforschung 10 Jahre danach«. Ich will versuchen, in ein paar Minuten, weniger Antworten zu geben, als eher ein paar Fragen zu stellen. Bei einigen bin ich überrascht, dass wir diese Fragen immer noch stellen (müssen). Reiner Keller und Rainer Diaz-Bone hatten vor kurzer Zeit auch eine kleine Debatte in der Zeitschrift für Diskursforschung, ich nenne hier mal Reiner Kellers Titel, der die Frage stellt: »(Wie) Gibt es Diskurse?« Das fand ich ein ganz interessantes Thema mit Fragen, die von beiden Autoren auch sehr unterschiedlich beantwortet wurden (Keller 2017a; Diaz-Bone 2017). Ich war bei der Lektüre eigentlich verwundert, wobei ich auch mich selbst immer wieder frage, warum wir nach zehn Jahren auch hier eigentlich immer noch diese Frage stellen, und das heißt auch, augenscheinlich ist immer noch nicht so ganz klar, was wir meinen, wenn wir von Diskursen sprechen. Es bleibt ambivalent, ob wir davon ausgehen, dass es »Diskurse« da draußen gibt, so wie Niklas Luhmann damals einmal dekretiert hatte (Luhmann 1984, S. 16): es gäbe Systeme. Und das war für ihn kein analytischer Zugriff auf Phänomene, wie das noch bei Parsons AGIL-Schema der Fall ist (Parsons 1961). Es gibt, frei nach Luhmann, demnach Forschungsgegenstände, welche es aufgrund ihrer Merkmale rechtfertigen, den Diskursbegriff anzuwenden und es zudem erlauben, mittels des Begriffs Sachverhalte fruchtbar zu vergleichen. Oder gehen wir, und wenn ja, bis zu welchem Grade, davon aus, dass Diskurse eigentlich reine Beobachterkonstruktionen sind. Es geht also um die Frage, wie jetzt aus den einzelnen Disziplinen heraus, Diskurs jeweils anders konstituiert, konzeptualisiert und verstanden wird; dies kann den interessierten Leser und Hörer durchaus verwirren. Interessant dabei ist, und da bin ich jetzt auch stärker beeinflusst dadurch, dass ich seit eineinhalb Jahren an einer (Fach-)Hochschule (für angewandte Wissenschaften) arbeite und die Leute eigentlich immer fragen: ja, Diskursforschung ist ja schön und gut, aber was macht ihr eigentlich genau und was kann man denn damit »praktisch« tun? Und die Studentinnen und Studenten können eigentlich, ob dies nun Rainer Diaz-Bones, Reiner Kellers, mein eigener oder Werner Schneiders Zugang ist, mit diesen eher theoriegeleiteten Perspektiven wenig anfangen. Studenten fragen zudem, und dies ist eine weitere Erwartung

tungshaltung (Relevanz), stets nach: »Können Sie uns jetzt mal erklären, wie funktioniert eigentlich ›kritische Diskursanalyse‹ und geben Sie uns mal Antworten darauf, was man damit machen und gesellschaftlich verändern kann?« Das finde ich, sind wichtige Fragen, über die man im Folgenden nochmal diskutieren könnte.

Jetzt sind von den beiden Vorrednern schon ganz interessante Punkte genannt worden. Eine Sache, die mich außerdem umtreibt, und ich bin als »Diskurs- und Narrationsforscher« an der Konstitution des Problemzusammenhangs auch nicht unschuldig, wir führen Auseinandersetzungen, die man, wie Reiner Keller (2017a, S. 25) sagt, als Diskurse über Diskurse, eben »perspektivierte Diskurse« bezeichnen könnte. Und ich sehe, dass dabei verschiedene Ebenen angesprochen worden sind, die man auseinanderhalten sollte. Ich formuliere das einmal so: Auf einer ersten Ebene, haben wir es mit *sozialtheoretischen Debatten* zu tun. Und da ist die Diskurstheorie in jüngerer Zeit in drei Hinsichten stark herausgefordert worden. Erstens durch die körpersoziologischen Interventionen, sprich zum Beispiel durch Gesa Lindemann (2005, S. 114–115), die da, ich formuliere es salopp, sagt: Soziologen, und entsprechend auch Diskursforscher, das sind Leute, bei denen hat man den Eindruck, als würden sie sich eigentlich nur in Engelswelten bewegen, und mit der Widerständigkeit von Körpern, da haben sie so ihre großen Probleme. Eine zweite Herausforderung, und da hat sich Reiner Keller ja netterweise schon mit auseinandergesetzt, ist diese Debatte über den »neuen Materialismus«, unter anderem von Karen Barad (dazu Keller 2017b; Lemke 2014). Aus meiner Sicht muss man diesbezüglich befürchten – das wurde indirekt auch schon angesprochen, dass man auf eine vorkantianische Perspektive in Sachen Erkenntnis zurückfällt. Diese Gefahr sehe ich eigentlich schon, wobei natürlich die Frage offenbleibt, ob die Foucaultsche Diskursperspektive ausreichende Antworten bereithält, etwa indem man den Dispositivbegriff stark macht (vgl. etwa Bührmann/Schneider 2016). Und eine dritte Problematik ist schon mit der Rolle der Sprache in Diskursen angedeutet, so etwa die Herausforderungen durch den *iconic turn*. Welche Antworten haben wir darauf? Verwenden wir nicht den Diskursbegriff so, dass wir ohnehin schon über den direkten Sprachgebrauch in diskursiven Praktiken hinausgehen?⁶ Was die sozialtheoretische Ebene und die Frage, was als soziales Phänomen verstanden werden soll, betrifft, ist mit der These der »diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit« (Keller et al. 2005) zumindest eine Forschungsperspektive formuliert. Ich glaube allerdings, dass die Debatte und die eben genannten Herausforderungen nicht die zentrale Ebene der Diskussion sein sollte, ich denke vielmehr, dass die gesellschaftstheoretische Ebene künftig entscheidender sein sollte.

(2) Die zweite Ebene und diesbezügliche Fragen, die finde ich schon schwieriger zu beantworten, bezieht sich auf die gesellschaftstheoretische Perspektive der Diskursforschung. Ich würde es mal so sagen, die gesellschaftstheoretischen Ambitionen der Diskursforschung, wie steht es eigentlich damit? Provokativ würde ich sagen, ich glaube, Diskursforschung kann langfristig nur überleben, wenn sie zeigen kann, dass sie auch gesellschaftstheoretisch etwas zu sagen hat und da sind diese eben genannten Herausforde-

6 Die Frage nach der Rolle visueller Kommunikation und von Bildern ist dabei nur ein Diskussionspunkt (Traue 2013; Eder/Kühschelm 2014).

rungen der Körpersoziologie einerseits und des Neuen Materialismus andererseits, deren sozialtheoretischen Konzepte sich mutmaßlich auch gesellschaftstheoretisch auswirken (Lindemann 2011), relevant. Dann wäre aber auch zu sehen, was körpersoziologische und auch neomaterialistische Theorien besser als wir können. Die Debatte über den kommunikativen Konstruktivismus (Keller/Knoblauch/Reichertz 2013) und den durch ihn sehr stark erweiterten Kommunikationsbegriff, zeigt ja schon, dass wir da auf diese Provokation reagieren. Weiter kann man fragen, was leistet die Diskursanalyse, was weder Handlungs-, System- noch Institutionentheorien, die sich mit (modernen) Gesellschaftsformationen und ihren Transformationen befassen, bieten können? Sicher kann man festhalten, dass man mit dem verfremdenden Blick, den man aus der Foucault Lektüre ziehen kann, sicher schon einen wichtigen Ansatzpunkt hat, sodass man auf die Frage, »Was hat die Diskursforschung schon geleistet?«, sagen kann, sie hat eben eine produktive Machttheorie auf den Weg bringen können. Aber man muss auch eingestehen, das hat sie schon in den 1960er Jahren ansatzweise getan, nur wird dies heute breiter rezipiert und diskutiert. Dies hat sicher verschiedene Gründe, gibt aber auch zu denken. Ich habe es schon mal vor ein paar Monaten in so einem kleinen Seitenhieb gesagt, weil bei mir weiß man ja, dass ich vielleicht nicht so eine ganz innige Beziehung zu Foucault habe, sondern immer lieber mit Paul Ricoeur liebäugle und insofern stehe ich ja für eine Aufnahme dieses erzähltheoretischen Zuganges von Paul Ricoeur, dass man sich vielleicht auch mal fragen könnte, wie kommt das denn, dass in Zeiten, die man als postdemokratisch bezeichnen könnte, dass in Deutschland zumal Jürgen Habermas auf der sozialwissenschaftlichen Agenda eigentlich (fast) vom Tisch ist⁷, aber dann Machttheoretiker wie Foucault so en vogue sind? Ich frage mich manchmal, ob die foucaultsche Machtperspektive nicht auch ein bisschen zu ausweglos ist, aber da habe ich mich vielleicht auch verstiegen. Aber irgendwie denke ich doch, dass der Erfolg foucaultscher Denkungsart in ›Postdemokratischen Zeiten‹ kein Zufall ist (Crouch 2008).

(3) Eine dritte Ebene über die man diskutieren könnte, auch dieser Punkt ist ja jetzt angesprochen worden, ist eben die methodologische und methodische Ebene, wo ich beobachtet habe, dass da seit Jahren Sezessionskriege laufen, und wo man da meiner Meinung nach auch mal schauen muss, ob sich das Spannungsverhältnis zwischen all denen, die im Grunde die Forschungsperspektive der Diskursforschung methodologisieren wollen und dort nach entsprechenden (qualitativen und quantitativen) Methoden schauen (so etwa Diaz-Bone 2006) und denen, die eine solche Methodologisierung eher ablehnen (dazu auch Schrage 2013), nicht produktiver entspannen ließe. Die Frage ist, wie können oder gar sollen Diskursanalysen methodisch angelegt sein, sodass sie mehr als nur Kommentierungen von Diskursen oder ideologiekritische Anmerkungen sind (dazu Keller 2017a; Diaz-Bone 2017; Bührmann/Schneider 2016)? Und: Sind solche Methodologisierungsbestrebungen überhaupt sinnvoll (Schrage 2013)? Was kann die Diskursforschung methodisch bieten, was nicht schon (qualitative) Verfahren leisten? Ich selber, und dann schließe ich damit, habe mich mit einer erzähltheoretischen Perspektive beschäftigt. Ich denke, da sind Reiner Keller und ich uns auch einig – aber nicht nur wir beide –, dass

7 Ein Umstand, den ich bedauere.

Diskursforschung im Grunde mit Problematisierungen ansetzen muss. Die Problematisierungen können sich sozusagen latent in den gesellschaftlichen Deutungskämpfen selber andeuten oder in ihnen manifest werden oder in der Vergangenheit geworden sein. Ich hatte das damals am Beispiel der Abtreibungsdiskussion, später mit der Klimadiskussion versucht, bin dann schon der foucaultschen These gefolgt, dass Diskurse im Grunde die Wirklichkeiten erst herstellen und zwar in der Art und Weise, wie sie Welt z.B. in Wort, Schrift oder anderen Modalitäten in Szene setzen und, wie man hinzusetzen muss, verstehen. Unter Verwendung von Bildmaterial, und das hatte ich dann entsprechend versucht zu klären, wie ist es dann gekommen, dass so eine Vorstellung bzw. ein Konzept wie »die Atmosphäre« oder »das Klima«, nicht einfach da war. Sie musste erst, über Jahrhunderte hinweg im Rahmen verschiedener, nicht nur wissenschaftlicher Diskurse entstehen; und das ist mir auch wichtig, dass die historische Perspektive in der Diskursforschung nicht verloren geht. Ich habe das versucht zu betonen und dann zu zeigen, wie im Grunde Klimaforscher »mögliche Welten« (Ricoeur 1991) u.a. über ihre Szenarien entwickeln. Und da sind wir bei dem Punkt der Wirkmächtigkeit, dass sie, bzw. spezifische Diskurskoalitionen (Hajer), natürlich unseren Blick auf die Naturverhältnisse verändert haben und dies hatte eben auch institutionelle Konsequenzen; selbst wenn wir mit dem Klimaregime heutzutage, und das ist auch Gegenstand der Diskursforschung, von der Krise eben dieses Klimaregimes ausgehen müssen.

Wenn ich jetzt in die Zukunft blicken würde, ist ein weiterer Punkt zu nennen, insofern als ich mich in letzter Zeit häufiger mal mit Robotik beschäftigt habe, einem Feld, wo die Grenzen zwischen menschlichen Akteuren und technischen Akteuren sich auflösen scheinen und mancherorts die Maschine oder die Technik als Partner angepriesen wird. Hier geht es um die Stichworte Prognostik und/oder Szenarien. Gibt es nicht Zukunftserzählungen, die durch eben ihre (Technik-)Visionen in die Wirklichkeit einwirken? Auch hier stellt sich die Frage der Macht und der Definitionsverhältnisse. Ich weiß nicht, wer es mitbekommen hat, vor ein paar Tagen – das war eigentlich schon der zweite tödliche Unfall mit einem sich selbst-steuernden Auto, der passierte und da gibt es eben auch schon Bildmaterial, das diesen Unfall dann auch zeigt. Da fand ich das schon wiederum interessant, wie dann, in den darauf reagierenden Diskursen, versucht worden ist, die Technik sozusagen zu entschuldigen und das doch wieder auf menschliches Versagen zurückzuführen, bis hin zu einem Punkt an dem es hieß, der Unfall wäre auch im Normalfall nicht vermeidbar gewesen, weil die Dame da aus dem Schatten gekommen ist und die Reaktionszeiten einfach zu kurz waren, für Mensch *und* Technik. Gut, das waren jetzt drei Ebenen und diesbezügliche Fragen, über die man vielleicht im Folgenden diskutieren könnte.

Saša Bosančić

Ok, vielen Dank. Reiner Keller.

Reiner Keller

Vielen Dank, ich mache jetzt den Strauß vielleicht noch ein wenig bunter. Saša Bosančić erwähnte ja eingangs unsere damalige Gesprächsrunde zur Diskursforschung. Vielleicht

kennen Sie die Geschichte von Jorge Borges über den einen Schriftsteller, dessen Vorhaben es war und dem es gelungen ist, den *Don Quijote* von Cervantes noch einmal zu schreiben, oder wenigstens ein paar Seiten davon, und zwar exakt mit den gleichen Worten wie das Original, aber ohne es zu kennen, und als Autor, der im 20. Jahrhundert schrieb. Sie hat den Titel »Pierre Menard, Autor des *Quijote*« (Borges 1944/1988). Borges diskutiert nun die Frage, wer denn der größere, genialere Schriftsteller sei, Cervantes, oder Pierre Menard, und für ihn liegt die Antwort völlig klar auf der Hand: Es ist Menard. Warum? Weil Cervantes ja völlig frei schreiben konnte, es gab keine Vorlage, er war an nichts gebunden. Aber Menard muss eben genau das Original treffen, und das ist für ihn die weit größere Kunst. Warum ich das erzähle? Nun, wenn Sie später das Protokoll dieser Diskussion lesen, können Sie ja dann abgleichen, ob wir das gleiche sagen wie damals, und wie sich das mit unseren neuen Gästen hier verhält. Ich hoffe aber für uns alle nicht, dass wir eine solche Wiederholungsrunde erzeugen. Das werden Sie ja dann lesen können.

Ich denke, dass viele Punkte, die wir in dem damaligen Gespräch festgehalten haben, nach wie vor virulent sind, und das ist ja dann sicher auch Gegenstand dieser Diskussion und der anschließenden zweiten Runde. Die damalige Idee für das Gespräch lautete ungefähr so: Wir nehmen drei Disziplinen, das waren wir drei als Augsburger Soziologen, und dann zwei Kollegen aus der Germanistik und Linguistik, und zwei Historiker, und laden zum Austausch. Ich bitte um Entschuldigung dafür, dass das so männlich besetzt war. Die Idee war, ein kleines Gesprächsformat zu nutzen, den eher intimen Austausch, also gerade kein Tagungsformat, keine Diskussion vor und mit Publikum. Einfach zwischen den Disziplinen mit dem Reden zu beginnen, und das dann auch in anschließenden Treffen weiterzuführen, so ungefähr war unser Plan. Das ist leider nicht passiert, aus Verstreuungsgründen, aus Zerstreuungsgründen, warum auch immer. Nicht, weil wir uns gestritten hätten oder nicht, weil wir nicht vorgehabt hätten das weiter zu machen, sondern wie Sie wissen, alle sind mit so vielen anderen Dingen befasst... und das ist vielleicht schon einer der Punkte für unsere heutige Diskussion. Es ist vorhin schon angedeutet worden, dass innerhalb der Linguistik / Germanistik, soweit ich das wahrnehmen kann, das Thema Diskurs, die Ansätze, Methodologien und Forschungen so unglaublich explodiert sind, gerade in der Diskurslinguistik in ihren unterschiedlichsten Varianten. Ich bin nicht erschüttert, sondern ich stehe staunend vor dieser Vielzahl von Projekten, Bänden, Handbüchern und so weiter.

Diese Bandbreite ist für mich heute kaum noch nachzuerfolgen, sie erfordert viel zu viel zusätzliche Lektüre. Vor zehn bis fünfzehn Jahren war das noch anders. Damals konnte ich zumindest zentrale sprachwissenschaftliche Ansätze noch auf sozialwissenschaftliche Perspektiven beziehen. Oder zumindest meine ich, dass es damals möglich war. Der Erfolg der Diskursforschung über Disziplinen hinweg schafft eben vor allem auch ein Kapazitätsproblem im Hinblick auf Rezeptions- und Diskussionsmöglichkeiten. Das ist so meine Sicht. In der Soziologie ist das meines Erachtens viel weniger passiert. Also es gibt dort schon sehr viel Diskursforschung, aber es gibt nicht diese enorm umfangreichen Herausgabeprojekte. Es gibt ein paar interdisziplinäre Arbeiten mit soziologischem Anteil, aber keine sehr ausdifferenzierte Debatte über Diskursforschungsmethoden.

Sehr viel empirische Diskursforschung, das schon. Das hat sich verändert gegenüber vor zehn bis fünfzehn Jahren. Diskursforschung ist inzwischen innerhalb der Soziologie förderungswürdig durch die DFG. Diskursforschende haben eigentlich nicht mehr das Problem, dass sie Anträge prinzipiell nicht durchbekommen. Sicher gibt es Ablehnungen, aber nur selten wohl aus der Haltung einer generellen Ablehnung heraus, die etwa kritisiert, es gebe keine Prüfung von Kausalhypothesen, und deswegen sei das keine Wissenschaft. Das sind eher ärgerliche Ausnahmen. In der Revision von Anträgen muss man dann deutlich machen, dass das vielleicht die falsche Messlatte für Diskursforschung ist. Insoweit ist da eine relativ starke Etablierung über Drittmittelförderung. Ein zweiter Punkt erscheint mir hier interessant: die Diskursforschung als eine Metaperspektive. Inzwischen gibt es hin und wieder Projektverbünde, die ein Diskursprojekt als Metaprojekt über die Einzelprojekte aufspannen, für eine Art begleitende Supervision, die sich auf Mittel der Diskursforschung stützt. Zudem gibt es viele Graduiertenkollegien, die mit Diskursforschung arbeiten bzw. entsprechende Stipendien vergeben. Und es gibt ganz viele Veröffentlichungen zu unterschiedlichsten Gegenständen. Und dann sind da – vielleicht rede ich zu sehr von Soziologie, das beinhaltet auch Nachbar-Disziplinen, also Sozialwissenschaften, Erziehungswissenschaften bis zur Japanologie, wo sozialwissenschaftliche Diskursanalyseperspektiven aufgegriffen werden. Da passiert viel, aber es ist immer sehr stark gegenstandsbezogen; daraus resultieren nur wenige Reflexionen und Weiterentwicklungen allgemeiner Diskursperspektiven.

Im Grunde wird also sehr viel mit dem Diskursbegriff gearbeitet, aber selten zurück reflektiert oder verallgemeinert: Wie verändern sich Diskursprozesse? Was könnte man also machen in einer stärker reflexiven Diskursforschung, die im Grunde diese Gegenstände, die bearbeitet werden, und ihre diesbezüglichen Ergebnisse ein Stück allgemeiner auf Fragen nach Diskursivierungsprozessen bezieht? Das wird wenig gesehen, aber es ist glaube ich etwas, was dringend notwendig wäre, um auch ein Stück weit nicht nur über Gegenstände zu sprechen, also über Pisa, die Bildungsreform, sondern auch über das, was sich aus den Analysen dann diagnostisch ableiten lässt für gesellschaftliche Diskursverhältnisse, wenn man das so nennen will. Das ist für mich insbesondere deswegen ein ganz wichtiger Punkt, weil wir in vielen Ländern auch neue Regime sehen, die Diskursstrukturierung schon mal top down vorlegen; nicht nur China, wo das schon lange der Fall ist und wo man Diskursforschung macht, die dann aber ganz klar machen muss, dass das, was publiziert ist, eigentlich immer schon durch eine Partei vorkontrolliert ist und nicht etwa durch eine eigenständige und eigenwillige Community von Soziologinnen und Soziologen. Polen, Ungarn und so weiter wären andere Beispiele. Wir wollten schon lange ein Beiheft über Diskurs und Gewalt oder Diskurs und Kontrolle machen. Das werden wir in diesem Jahr angehen und diese Themen aufgreifen, denn sehr viel Diskursforschung setzt die Idee voraus, dass sich Diskurse quasi selbstemergent vollziehen; man hat lange gegen die Disziplinierung, die Macht im Sinne eines Eingriffes von außen gearbeitet oder sich dagegen gewehrt, aber ich glaube, das ist ein Thema, was sich heutzutage aufdrängt.

Eine zweite Beobachtung, oder egal, die wieviele es ist, will ich an dieser Stelle festhalten, also was passiert mit der Diskursforschung, die wir sehen. Innerhalb der Soziolo-

gie ist es nach wie vor eines der wichtigen Themen: was macht man empirisch, wenn man Diskursforschung macht. Es gibt scheinbar naheliegende Instrumente, wie in der Soziologie etwa die Kodiervverfahren der Grounded Theory, die häufig in der Praxis inhaltsanalytischen Angeboten sehr nahe zu liegen scheint, und damit vielleicht etwas betreibt, was nicht den theoretischen Grundannahmen entspricht. Das ist eigentlich ein dauerhaft zu bearbeitendes Thema.

Ein dritter Punkt: Nach wie vor wird wenig außerhalb des Textes gearbeitet, also etwa über die Praktiken, die nicht-sprachlich angelegt sind und symbolische Äußerungen (mit-)produzieren. Es wird viel über Medien-Berichterstattung, über Ratgeberliteratur, über unterschiedlichste Medienformen, über Blogs, über neue digitale Medien auch gearbeitet, aber es wird selten die Ressourcenstruktur in den Blick genommen, die darunter liegt, die gewissermaßen eine Produktion ermöglicht oder nicht ermöglicht. Das kommt immer nur sehr knapp – wenn Akteure in den Blick genommen werden. Aber ich glaube, das wird noch wenig systematisch gemacht.

Der vierte Punkt wäre die Frage der Visualisierung oder die Frage: Was machen wir mit Bildmaterialien. Da ist, soweit ich das für die Soziologie beurteilen kann – ich kann das nicht für die anderen Disziplinen einschätzen –, ein wichtiger Punkt. Dass wir eigentlich in den Analyseangeboten, die es innerhalb der Disziplinen gibt, innerhalb der interpretativen qualitativen Forschung sind das vor allem Einzelbild-orientierte Analysen, die wir haben, die sind meines Erachtens überwiegend einem kunstwissenschaftlichen Programm verhaftet, der wissenschaftlichen Analyse der Aussage eines Bildes als isoliertes Bild. Aber es wird wenig über die Bilder in Diskursen gearbeitet oder über die Diskursivierung von Bildern, also wenig darüber, welche Funktion Bilder in Diskursen haben, im Sinne dessen, was Karin Knorr Cetina »Viskurse« nennt, also Diskursarenen, in denen das Zeigen wichtiger wird als das Schreiben oder Sprechen (Knorr Cetina 2001). Gib mir ein evidentes Bild, einen Neuroscan, eine Farbführung, eine Markierung – das ersetzt gewissermaßen die Argumente. Das ist eine ihrer Thesen. Auch wird wenig über den Streit über das Zeigbare oder das Sichtbare gearbeitet. Also darüber, wie Bilder Gegenstand von Diskursen werden und das sind für mich eigentlich Dinge, die anstehen, die es aber auch spannend machen, wo ich sage, da ist das Potenzial von Diskursforschung nicht ausgereizt, sondern da kann man eigentlich ganz viel machen (Keller 2016).

Aber die Geschichte der Diskursforschung ist ja noch relativ jung. Sehr spannend finde ich, wie man das zwischen den Disziplinen behandeln oder austauschen kann, und was Marcus Müller vorhin sagte: Wie geht man mit big data um? Das stellt sich nicht für alle Fragen, aber für wichtige Fragen, und die andere Frage, die aufgeworfen worden ist von Oliver Kühschelm, ich denke, das war auch eine Diskussion, die wir hatten, die Willy Viehöver (1997) schon damals in seiner Dissertation zum Klimawandel stark gemacht hat: Was ist eigentlich die sogenannte Machtwirkung in Diskursen? Kann man das auf einzelne sprachliche Elemente zurück führen, auf Argumente, die nicht mehr hintergangen werden können, die etwas verändern und so weiter, und da waren wir immer ein bisschen unterschiedlicher Meinung. Also die Frage, ob man das auf der Ebene der rhetorischen Mittel ansetzen kann, oder ob das nicht eine Frage der sozialen Praxis ist. Die Wirkung einer Metapher ist für mich eine soziale Praxis. Ich kann das beobachten oder

ich kann das nicht beobachten und analysieren, aber es ist dann Teil der symbolischen Praxis und der Effekte, die letztere auf die Diskursverläufe haben. Ich würde das nicht auf die Metapher zurückführen, sondern auf die soziale Strukturierung des Gebrauchs und seiner Folgen.

Saša Bosančić

Dankeschön und Werner Schneider bitte.

Werner Schneider

Ja, danke dir Saša. Ich versuche mich jetzt kurz zu fassen, weil ja auch schon so viel gesagt wurde. Vielleicht nur ein paar Hinweise von meiner Seite aus, wo ich mich seit einiger Zeit beim Denken bewege. Also mich beschäftigen immer weniger solche Fragen, wie Diskurse über Diskurse zu führen oder Diskurse über Diskursforschung zu führen. Ich habe diese Frage nach Macht und Herrschaft seit Mitte der 1990er immer als die zentrale Verankerung dieser Perspektive im soziologischen Theoriespektrum verstanden. Das heißt, ich kann in der Soziologie viele soziale Phänomene aus unterschiedlichen Theorieperspektiven mit verschiedensten Methoden untersuchen, und für mich war eigentlich das, was Diskursforschung perspektiviert und im Kern gekennzeichnet hat, immer sozusagen eine ganz eigene, eine theoretisch über den Diskurs- und den Praxisbegriff spezifizierbare Blickrichtung auf soziale Phänomene unter den Prämissen der Frage nach Macht und Herrschaft. Von da ausgehend bin ich auch seither vom Diskursbegriff hin zum Dispositivbegriff gewandert. Selbstverständlich weniger unter der Prämisse, von hier weg und dort hin zu wollen, weil es dort einfach nur schöner ist, sondern weil für mich das Dispositivkonzept ein Analyse-Instrumentarium bietet, was mir in der Soziologie zu meinen Forschungsfragestellungen unter Beibehaltung der Frage nach Macht und Herrschaft mehr Spielräume ermöglicht, Zusammenhänge in den Blick zu nehmen – Zusammenhänge zwischen Diskursen, Praktiken, Identitäten oder Subjektivitäten und Materialitäten. Und zwar immer unter der Prämisse, dass diese Suche nach Zusammenhängen auch immer Diskursforschung sein muss, aber eben mit Verbindungen zu der Frage des Umgangs mit Dingen, der Frage nach Praxis und Praktiken usw., was immer dann mit solchen analytischen Unterscheidungen gemeint ist. Das möchte ich jetzt aus Zeitgründen auch gar nicht näher ausführen.

Klar ist, wie von den Vorrednern bereits ausgeführt, dass es spannende aktuelle Herausforderungen gibt. Und für mich ist dabei eine Leitmaxime in der eigenen Arbeit nicht nur die Unterscheidung von Gesagtem und Sagbarkeiten oder nicht Gesagtem, sondern vor allem auch immer die Frage nach der Praxis bzw. nach den konkreten Praktiken – also die Frage nach Machbarkeitsräumen und dem, was zu tun ist, was nicht getan werden darf oder braucht und dem, was tatsächlich dann z.B. als Alltagsroutine abläuft im Verhältnis zu dem außeralltäglichen Tun, dem Besonderen usw. Wenn man vor diesem Hintergrund bzw. mit dieser Perspektivierung das Feld des Sozialen empirisch in den Blick nimmt, stellt sich die die Frage nach der Methodik bzw. den Methodiken neu bzw. in verschärfter, komplexerer Form. Hier sehe ich spannende Entwicklungen und nenne nur ein paar Schlagworte. Ich lese dann von Diskursethnografie oder von Subjektivie-

rungsforschung, von Situationsanalyse, von Praxisforschung bzw. einer Soziologie der Praxis – und für mich ist es deshalb interessant, weil hier immer die Frage formuliert werden kann, was hier jeweils mit einer Diskurs- und Dispositivperspektive, wie ich sie verfolge, mit welchem Gewinn in Verbindung gebracht werden könnte.

Zwei Punkte, die ich zum Schluss erneut unterstreichen möchte, obwohl sie schon genannt wurden, weil sie mir am Herzen liegen, sind: Erstens, man kann und sollte – so meine eigene Sicht – auf der Position beharren, dass wir, wenn wir von Diskurs und Dispositiv reden, im Grundsatz nichts anderes vor uns haben, als Heuristiken im Sinne von Analysekonzepten bzw. -instrumenten. Wie sinnvoll es ist, mit diesen Instrumenten zu jonglieren, ist daran zu messen, inwieweit sie zeitdiagnostisch und/oder gesellschaftstheoretisch ertragreich sind, d.h. ob wir in der Soziologie damit irgendwas erzielen, was man als Erkenntnisfortschritt gegenüber anderen theoretischen Perspektivierungen benennen kann.

Der zweite Punkt, den Du, Reiner, genannt hast, ist mit dem Stichwort der reflexiven Diskursforschung markiert. Wenn ich das richtig verstanden habe, dann wendet sich dieses Stichwort gegen eine einfache, aber theoretisch wie methodologisch folgenreiche Setzung, dass es Diskurse und Dispositive als solche einfach so gäbe. Wenn es so wäre, würde eine Gesellschaftstheorie des Dispositivwandels ganz anders zu formulieren sein, als ich mir das vorstellen kann. Die Frage ist allerdings, ob man solche Diskussionen interdisziplinär zu führen hat. Interdisziplinarität erscheint immer schon als gut, weil man die Forderung danach immer erheben kann und man wird dabei kaum Widerspruch ernten. Aber ich bin mir mittlerweile nicht mehr so sicher, wie viel Interdisziplinarität für welche Fragestellungen überhaupt nötig ist. Jedenfalls wenn es um solche Fragen geht, die wir eben adressiert haben. Von daher bin ich zwar froh, dass wir hier sitzen, auch nicht nur unter Soziologen, aber ich glaube, man muss aufpassen, aus welchen Überlegungen man in seinem eigenen disziplinspezifischen oder vielleicht auch inter- oder transdisziplinären Denken dann wirklich Gewinn zieht oder sich nur wechselseitig irritiert.

Marcus Müller

Was gibt es Gewinnbringenderes als eine gute Irritation?

Werner Schneider

Ja, wobei dann die Frage ist, inwieweit Irritationen aus fremden Blickwinkeln gewinnbringend sein können. Allerdings können sie auch so fremd sein, dass sie irrelevant werden. Ich möchte jetzt keine Grundsatzrede gegen Interdisziplinarität halten, sondern nur den Hinweis geben, dass solche interdisziplinären Debatten sicherlich schwieriger zu führen und im Ausgang vor allem unsicherer sind, als wenn sie in der eigenen Disziplin geführt werden.

Saša Bosančić

Ok. Vielen Dank an alle Podiumsteilnehmer. Ich würde gleich zu Beginn gerne ein Thema ausklammern, das jetzt zum Schluss angeklungen ist, nämlich das Thema der Interdisziplinarität, da dies in der zweiten Diskussionsrunde des Symposiums im Vorder-

grund steht. In den Eingangsstatements wurde ein breites Spektrum an Fragen formuliert, und ein möglicher Anknüpfungspunkt wäre die Frage der Macht. Das Thema ließe sich gesellschaftstheoretisch diskutieren im Hinblick darauf, was Diskursforschung in Zeiten der vermeintlichen Postdemokratie für gesellschaftliche Debatten leisten kann. In Zeiten der Fake-News kommt auch der Vorwurf auf, dass Diskursanalyse vielleicht mitverantwortlich ist oder nichts zur kritischen Perspektive auf die Gesellschaft beiträgt. Wo ist eigentlich die Kritik geblieben, außer vielleicht beim Label der kritischen Diskursanalyse? Das wären mögliche Themen und ich würde aufgrund der schon fortgeschrittenen Zeit vorschlagen, die Runde für das Publikum zu öffnen und um Fragen bitten.

Wolf J. Schünemann

Ich würde dann den Anfang machen, weil ich direkt an zwei Punkte anknüpfen kann. Ich werde sogar versuchen sie zu verbinden. Also erstmal werde ich anknüpfen an die Spring School, bei der ich und einige der Beteiligten auch anwesend waren. Ich finde das Marcus Müllers Beitrag zu den Chancen und vielleicht auch Risiken dieses digitalen Wandels für digitale Datenbestände nochmal sehr deutlich gemacht hat, was ich selbst auch versucht habe, gestern Abend nochmal deutlich zu machen, was mir aber nicht so gut gelungen ist. Es muss in der Tat differenziert werden. Die Daten liegen vor, die digitale Konvergenz schreitet voran. Die Dokumente sind digital verfügbar und das wird auch so bleiben. Wir kommen also gar nicht umhin, das Angebot zu nutzen und anzuzapfen, daran kommen wir gar nicht mehr vorbei. Es hängt von den Fragestellungen und Gegenständen ab, ob es daneben noch etwas anderes gibt, etwas Früheres, etwas nicht Digitales, etwas vielleicht auch aus politisch-ethischen Gründen nicht Digitales.

Da sind wir schon wieder bei dem zweiten Thema, nämlich dem, was wir nicht kriegen. Bei den Tools der Analyse ist ein wichtiger Punkt und auch eine Herausforderung für die Zukunft – gerade für die sozialwissenschaftliche Analyse – dass wir gerade bei den Tools das machen und auch tun sollten, die Fortschritte wahrnehmen sollten, hinter die wir aus guten Gründen nicht wieder zurück wollen. Ich vermute selbst Reiner möchte nicht wieder schnippeln und zusammenkopieren, wenn es QDA-Software gibt, oder? Aber was wir uns natürlich aus sozialwissenschaftlicher Perspektive nicht erlauben können, ist im Umgang mit diesen Tools in eine Bequemlichkeit, in eine informationelle Unmündigkeit zu verfallen. Dann würden wir, glaube ich, tatsächlich – und hier benutze ich jetzt ein Begriff den ich in der Rede über Sozialwissenschaften vor ein paar Jahren nicht vermutet hätte – unserer Verantwortung nicht gerecht. Das knüpft dann an die zweite Frage, die uns auch befassen wird, an.

Der Indikator dafür war in den letzten Tagen eine Frage, mit der ich auch zuvor immer wieder konfrontiert worden war, mit der Frage und der Erwartung, die in den vergangenen Jahren weit weniger formuliert worden sind: Brauchen wir nicht mehr Kritik? Also müssen wir nicht kritischer sein? Ist uns die kritische Diskursanalyse vielleicht doch ein Schritt voraus, indem sie etwas gegen diese Entwicklung, die Du uns ja skizziert hast, versucht zu tun. Ich denke darüber würde ich gerne mehr hören. Ich glaube, es hat sehr viel mit der Datenverfügbarkeit zu tun. Das sollten wir zumindest als Herausforderung wahrnehmen. Das was wir wahrnehmen und aufgreifen können, ist natürlich

vorgeprägt von der Verfügbarkeit, gerade bei den digitalen Datenbeständen und vom Content und hier wird dann eingegriffen.

Reiner Keller

Ich kann das gleich aufgreifen und daran anschließen. Ich würde jetzt aus verschiedenen Gründen nicht sagen, dass die Kritische Diskursanalyse irgendwem voraus ist. Ich meine es betrifft die Frage: Wozu macht man Diskursanalysen irgendwelcher Art? Oder es gibt in der Soziologie die Frage, wozu machen wir überhaupt Analysen? Machen wir das, um Interviews zu aktuellen Diskussionen zu geben? Die Politik interessiert es meistens nicht, wenn irgendeine Kritik an Diskursprozessen formuliert wird. Das Deutsche Jugendinstitut verfasst immer wieder kritische Studien zur Jugendpolitik, die werden irgendwo abgeheftet, weil sie nicht in die politischen Agenden passen. Also die Frage: Warum untersuchen wir überhaupt Gegenstände. Und warum diese oder jene? Das ist für mich eigentlich die Ebene, auf der das liegt. Da ist ja so ein bisschen die Hoffnung damit verbunden – so verstehe ich auch Werner Schneider, wenn er von Macht und Herrschaft in Dispositiven spricht – zu sagen, gut in diesen Analysen kann man andere Geschichten erzählen und dann vielleicht andere Anschlüsse möglich machen. Aber für mich ist dann eigentlich immer noch die Methodologie der Analyse im Vordergrund. Im Unterschied zu einer Haltung, die davon ausgeht: »Ich will dieses oder jenes kritisieren, weil ich weiß was daran falsch ist«, will ich es erst sehen und verstehen, was in einem spezifischen Diskursprozess passiert, und die Möglichkeiten offener halten. Das verlagert die Perspektive hin zur Frage nach der Relevanz eines gewählten Untersuchungsgegenstandes. Relevanz für wen, natürlich. Das wäre vielleicht dazu ein Anschlusspunkt.

Mich würde ein Stück weit interessieren, Willy Viehöver hat es angesprochen, wie sich die Situation der Diskursforschung in den Disziplinen unterschiedlich darstellt. In der Soziologie ist sie noch relativ jung, aber Oliver Kühschelm hat gesagt, in der Geschichtswissenschaft ist das schon irgendwie alt, da ist man angeblich inzwischen ›nach dem cultural turn‹ und fordert, zur Materialität und zu den Ding-Geschichten zu wechseln. In der Soziologie oder auf die Soziologie im deutschsprachigen Raum prasselt der Neue Materialismus ein bisschen ein (Keller 2017b). Ich weiß nicht wie sich das für die anderen Disziplinen darstellt. Der Neue Materialismus argumentiert hier, Diskursforschung habe nur mit Repräsentationen zu tun, aber nicht mit der agency der Materie, mit den tatsächlichen Affektbeziehungen und -strömen und so weiter. Das sind die neuen Theorie-Angriffe, die man dann entweder ignoriert, oder man versucht, Anregungen zu gewinnen bzw. sie komplett zurückzuweisen. Meine eigene Position verändert sich da gegenwärtig von der Zurückweisung hin zu dem Versuch, zu verstehen und Anregungen zu gewinnen. Aber, um bei der Diskursforschung zu bleiben. Willy Viehöver hat vorhin den Rückfall in den Vorkantianismus genannt, der im Neuen Materialismus vielleicht vorhanden ist. Die Idee dahinter ist natürlich, bezogen auf unser Erleben und Erfahren: Was macht eigentlich Wirklichkeit zugänglich? Was affiziert, und wie ist das Affiziertwerden eigentlich diskursiv-symbolisch strukturiert, in welchen Bestandteilen. Was macht Furcht und Angst? Ist das ein quasi natürlich entstehendes Gefühl, oder ist es ein gesellschaftlich geformtes Gefühl? Deswegen denke ich, dass Diskursforschung zu vielen die-

ser Phänomene sehr viel sagen kann und will auch ein Stück weit darauf insistieren, dass diese Forschung, die im Neuen Materialismus gemacht wird, nicht ohne Diskursforschung gemacht werden kann. Ich kann auch ein Beispiel geben. In einer Studie über die Veränderung des Embryos (Schadler 2013) geht es um folgende Fragen: Wie verändert sich ein Erleben von Schwangerschaft durch die Intervention einer technischen Maschine und die Bilder, die sie per Ultraschall gibt? Wie verändert sich die Wahrnehmung des Fötus im Gespräch über die Bilder, wie wird die Referenz der Schwangerschaft permanent verändert? Das kann meines Erachtens nicht ohne Grundannahmen über Symbolik, Interpretation und symbolische Ordnung, auch sprachliche Ordnung, und wie das gekoppelt ist, untersucht werden. Beim Neuen Materialismus legen die VertreterInnen soweit ich sehe nahe, man bräuchte das nicht. Die Effekte der Materie wären sozusagen aus sich heraus evident. Da gibt es viel Diskussionsbedarf (Keller 2019).

Marcus Müller

Das ist natürlich ein wichtiges Thema. Wir hatten in Heidelberg eine Tagung vor zweieinhalb Jahren dazu (Felder/Gardt 2018). Da können die empirische Linguistik und insbesondere die Korpuslinguistik einen Punkt machen, der sehr wichtig ist. Dass nämlich die sprachlichen Repräsentationsformate in sich eine Materialität haben und haben müssen, sonst gäbe es sie gar nicht. Wenn wir miteinander sprechen oder wenn wir Geschriebenes lesen, dann muss das materiell repräsentiert sein, sonst könnten wir es nicht sehen oder hören. Also muss es eine physikalische Realität besitzen. Das ist die Grundvoraussetzung für mein Leib- und Magengeschäft, die Korpuslinguistik. Wenn Wörter keine physikalische Seite hätten, dann könnte ich sie nicht vermessen, nicht kategorisieren und von einer Schublade in die nächste umschichten. Das heißt aber nicht, dass die Wörter als Sinngestalten messbar wären. Das sind sie natürlich nicht. Es sind sozusagen nur die Spuren, die visuellen Konfigurate, von denen ich auch erstmal in einem Sinngebungsverfahren sagen muss: »Du bist ein Wort«. Das weiß das Wort selbst nicht. Der Computer weiß das auch nicht. Das ist natürlich ein Akt der Konstruktion. So wie wir alle auf dieser materiellen Basis ständig Sinn erschaffen, symbolisch Gestalten, so versuchen wir es auch mit den korpuslinguistischen Methoden nachzuvollziehen. Mir scheint es aber eine wichtige Perspektive zu sein, weil es eigentlich aus dieser manichäischen Sicht herausführt: Ist es alles konstruiert oder ist alles materiell gegeben? Wir brauchen das Materielle zur sozialen Konstruktion der Welt. Wir müssen, glaube ich, nur das Verhältnis des Einen zum Anderen beschreiben.

Oliver Kühschelm

Es ist eine schwierige Frage, wie es in der Geschichtswissenschaft um die Zukunft der Diskursanalyse bestellt ist.⁸ Ich glaube, Kulturgeschichte, mit der die historische Diskursanalyse oft verbunden wird, hat tatsächlich den Zenit überschritten. Es gibt eben Moden.

8 Publikationen, die das Feld der historischen Diskursanalyse abstecken, datieren aus den frühen 2000er Jahren. Seither kam wenig Neues hinzu (Landwehr 2001; Martschukat 2002; Sarasin 2003; Eder 2006).

Es gibt Innovation und es gibt zumindest den Zwang zu behaupten, dass etwas neu ist. Schon von daher geht ein Druck aus, etablierte Perspektiven wieder abzulegen. Das ist das eine. Das andere ist, dass Diskursanalyse als Label eigentlich ziemlich erfolgreich war. Es ist die Normalauskunft von Forschern geworden, die intensiver mit Texten arbeiten. Wenn heute jemand nicht ganz unreflektiert mit Texten umgeht – und das machen Historiker trotzdem häufig genug –, dann wird die Auskunft zur methodischen Herangehensweise sein: »Ja das ist die Diskursanalyse«. Weiter geht es dann aber oft nicht.

Dann gibt es außerdem Perspektiven, die an diskurstheoretische Positionen anknüpfen. Zu nennen ist der von Philipp Sarasin unternommene Versuch, eine Wissensgeschichte voranzutreiben (Sarasin 2011, 2012; Lässig 2016). Das ist letztlich ein imperiales Projekt, das versucht die Sozialgeschichte auszuhebeln bzw. Sozialgeschichte durch eine wissenschaftliche Perspektive zu ersetzen.⁹ Der Anspruch der Substitution ist mir nicht plausibel, aber die Perspektive hat durchaus eine gewisse Attraktivität und es gibt auch empirische Forschung, die damit arbeitet.¹⁰

Zugleich macht sich aber ein starkes Bedürfnis bemerkbar, den cultural turn abzuhaaken und zur ›Wirklichkeit‹ zurückzukehren. Das betrifft nicht nur die Geschichtswissenschaften, aber eben auch. Da heißt es dann: »Wir müssen wieder stärker Wirtschaftsgeschichte machen, nachdem die Kulturgeschichte so lange dominiert hat«. Ich selbst bin Wirtschafts- und Sozialhistoriker – so würde ich mich jedenfalls verstehen. Für viele Wirtschaftshistoriker ist aber eine diskursanalytische Auseinandersetzung mit Wirtschaft etwas, das nicht zu ihrem Fach gehört (Spoerer et al. 2013). Ich glaube daher, dass gerade die Wirtschaftsgeschichte eines der Felder ist, in der eine Wendung zu Diskurstheorie immer noch viel bringen würde. Zwar gibt es schon Beispiele für Arbeiten im Sinn einer Wissensgeschichte der Ökonomie oder auch des Wirtschaftens,¹¹ doch in beidem steckt noch enormes Potenzial (Hilger/Landwehr 2011; Dejung/Dommann/Speich Chassé 2014). Gleichzeitig existiert ein enormer Druck, Wirtschaftsgeschichte an ökonomische Verfahren zu binden. Ich habe die Befürchtung, dass letztere Richtung in den akademischen Machtkämpfen erfolgreicher sein könnte.¹²

9 Auf freundschaftlicherem Fuß steht die Sozialgeschichte im Stil der Bielefelder Schule (Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka et al.) seit jeher mit der Begriffsgeschichte bzw. Historischen Semantik, die sich auf – den ebenfalls in Bielefeld lehrenden – Reinhard Koselleck bezieht (siehe Koselleck 2010). Diese Variante einer historischen Rekonstruktion von Bedeutung gewinnt seit einiger Zeit wieder an Fahrt – als ein mit der historischen Diskursanalyse kooperierendes und konkurrierendes Unterfangen, das den Vorteil bzw. Nachteil größeren hermeneutischen Zutrauens hat (z.B. Leonhard/Steinmetz 2016). Christoph Geulen hielt 2010 ein »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts« (Geulen 2010), kritisch diskutiert u.a. von Philipp Sarasin bei einem Workshop 2011 (Kollmeier/Hoffmann 2012). Die »Nach dem Boom«-Literatur, die sich der (deutschen) Gegenwart seit den 1970er Jahren zuwendet, gewinnt Anregungen aus der Historischen Semantik (Doering-Manteuffel/Raphael/Schlemmer 2016).

10 So in theoretisch und methodisch freier Kombination mit anderen Perspektiven als Auseinandersetzung mit der »Verwissenschaftlichung des Sozialen« (Raphael 1996) seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert.

11 Speich Chassé 2013; Schmelzer 2016. In der Soziologie z. B. Maeße/Pahl/Sparsam 2017.

12 Die Forderung nach einer Historisierung von Ökonomie hat immerhin auch ihre Verfechter, wenn-

Was den Neuen Materialismus betrifft, so sehe ich hierin wichtige Herausforderungen. Ich glaube allerdings, dass die Einbeziehung von Materialität in der Geschichtswissenschaft an evidente Grenzen stößt. Was Historiker im Unterschied zu gegenwartsorientiert arbeitenden Sozialwissenschaftlern in aller Regel nicht tun können, ist ins Feld zu gehen. Es gibt kaum eine Wissenschaft, in der das, worüber man forscht, in so drastischer Weise abwesend ist. Man kann die räumlichen Situiertheiten nicht erfahren, man kann mit den körperlichen Akteuren nicht in Austausch treten. Die sind in aller Regel tot und auch die räumlichen Arrangements sind verschwunden. Man kann sie allenfalls noch auf Plänen finden. Das heißt, das Wissen um Materialitäten ist fast ausschließlich über Texte vermittelt – über diese Vermittlung kann man nicht drüberhüpfen. Die Literatur des new materialism scheint mir das manchmal zu unterspielen. Ich finde sie als Anregung gut, aber ich halte ihre Ansprüche nicht für operationalisierbar – nicht in den Geschichtswissenschaften jedenfalls.

Saša Bosančić

Danke.

Werner Schneider

Ich würde gerne auf die Frage der Digitalisierung nochmal kurz eingehen, aber wenn das jetzt nicht passt, und Reiner Keller, der sich auch gemeldet hat, direkt an Oliver Kühschelm anschließt, dann kann ich auch später darauf zurückkommen.

Reiner Keller

Ist ganz was anderes. Ich wollte vielleicht was anschließen, aber das hat nichts mit Digitalisierung zu tun. Ich denke, was ein bisschen anschließt, ist die Diskussion und Frage: Wie verhält sich die Diskursforschung zum Wahrheitsbegriff? Beim Neuen Materialismus steht eher die Ontologie im Vordergrund, aber was ist mit dem Wahrheitsbegriff? Weil jetzt das Stichwort kam zur Ökonometrie. Also in der Soziologie gibt es ja auch jetzt eine neue Bewegung der evidenzbasierten Soziologie, spät im Vergleich zu anderen Disziplinen, aber auch hier in einem eher naturwissenschaftlichen Paradigma. Da sind die sozialwissenschaftlichen Diskursanalysen sicherlich nicht gut aufgestellt, solange man sich in diesem Paradigma bewegt und bewegen will, und das will ich nicht. Mich würde es interessieren, wie das in der Linguistik oder der Geschichtswissenschaft diskutiert wird: Was ist eigentlich Wahrheit in Zeiten von ›fake news‹? Und was wird unter Konstruktivismus verstanden? Die KollegInnen aus der evidenzbasierten Soziologie formulieren mitunter, jede konstruktivistische Sichtweise würde ja immer noch behaupten, dass die Sonne sich um die Erde drehe, und könne nichts beweisen und so weiter. Diese Angriffe kommen massiv wieder auf. Die Frage steht im Raum, wie wir uns positionieren. Welche Art von Wahrheiten produzieren wir, oder wie steht das, was Diskursforschung macht, zu dem oder den Wahrheitsbegriffen. Ich habe da noch keine Antworten, denn die Herausforderungen sind immer wieder neu. Aber es ist wichtig,

gleich das Interesse oft einem Paradigma von »Ideengeschichte« verpflichtet bleibt (Rössner 2017).

das zu klären, weil dies zukünftig eine Rolle spielen kann bei der Beurteilung von Arbeiten, bei Forschungsprojekten. Es wird zukünftig vielleicht neue oder andere Gutachterkämpfe geben innerhalb der Soziologie: Folgt sie dem naturwissenschaftlichen Paradigma und ist nur dann eigentliche Wissenschaft? Und alles andere wäre traditionelle Kaffeesatzleserei. Da gibt es einen beginnenden Aufstand. Mich würde dazu eure Sicht jeweils interessieren.

Saša Bosančić

Machen wir doch jetzt einfach zu dem Thema reihum einen Vorschlag.

Reiner Keller

... Also es ist auch die Replizierbarkeit von Studien und diese Frage ist ein großes Thema innerhalb der Sozialwissenschaften.

Werner Schneider

Genau, man müsste das jetzt nicht irgendwie mit zwei, drei Sätzen beklatschen oder kritisieren, sondern das Problem ist das Stichwort von bzw. die Idee der evidenzbasierten Soziologie als solcher. Ich glaube, das ist in der Tat eine Sache, die eine – kritische – Differenzierung bräuchte, weil die Frage nach ›empirischer Wahrheit‹ lässt sich ja womöglich schnell durch entsprechende Beschreibung beantworten, aber entscheidend ist vielmehr die Frage nach den eigenen erkenntnistheoretischen Prämissen. Die andere Frage ist natürlich die nach der Methodik und den methodologischen Grundannahmen sowie der Überprüfbarkeit von wissenschaftliche Geltung beanspruchenden Verfahren. Da würde ich auch meinen, dass die vor 50 Jahren noch passenden Antworten aus diskurstheoretischer und diskursanalytischer Perspektive zu hinterfragen sind. Hier sehe ich tatsächlich Herausforderungen, aber das sind keine, die man nicht beantworten könnte.

Spannend wird die Kurve zur Digitalisierung, da wir damals, bei unserem interdisziplinären Gespräch, diesen Punkt nicht diskutiert haben – der Begriff kommt interessanterweise damals noch nicht einmal vor.

Für mich ist die Frage nach der Digitalisierung aus diskurs- und dispositivanalytischer Perspektive tatsächlich eine ganz spannende. Gemeint ist nicht nur der Blick auf big data oder dass man das Digitale dort untersucht, wo es digital zugeht. Oder dass man in die sogenannten sozialen Medien schaut. Vielmehr habe ich den Eindruck, wir können uns heute noch gar nicht so richtig vorstellen, in welchen Dimensionen unseres Alltagslebens uns Digitalisierung die nächsten Jahre und Jahrzehnte völlig neu ausrichten wird. Dieser Art von – und das kann man nur interdisziplinär – Vorausdenken und jetzt schon die methodischen Potenziale, aber auch die methodischen Risiken aus und für diskurs- und dispositivanalytischen Perspektiven abzuschätzen, ist eine wirkliche Herausforderung. Da müsste Diskursforschung sich jetzt damit beschäftigen, sonst laufen wir gewissermaßen in 10–15 Jahren den Dingen hinterher. Das wäre eine Aufgabe von Workshops, interdisziplinären Tagungen und so weiter. Die Zukunft der Digitalisierung so anzugehen, dass man die vorhandenen erkenntnistheoretischen, methodologischen und methodisch-operativen Prämissen schon jetzt versucht, auf den Prüfstand zu stellen und

zu schauen, was taugt momentan noch oder wo müssen wir jetzt anfangen neu zu denken – das wäre aus meiner Sicht eine spannende Agenda.

Saša Bosančić

So, das war zwar keine Antwort auf die Wahrheitsfrage, aber eine neue Diskussion.

Oliver Kühschelm

Wie man aus den Sozial- und Kulturwissenschaften heraus Wahrheit denken soll, finde ich eine spannende und wichtige Frage. Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich darauf eine großartige Antwort parat habe. Ich glaube nicht, dass das, was ich produziere, einfach die Wahrheit ist, aber ich glaube ebenso wenig, dass es beliebig ist. Es folgt bestimmten Verfahren, es setzt auf Argumente, man kann darüber streiten; aber es baut schon auf bestimmte Regelmäßigkeiten.

Ich bin mir auch nicht sicher, ob das Phänomen von fake news wirklich ein Problem für die Forschungspraxis ist. Die Vorstellung, dass man aus der Wissenschaft heraus die Möglichkeit von fake news beheben könnte, käme mir ganz unwissenschaftlich vor. Dann wäre die Wissenschaft eine Expertendiktatur, die nach dem Muster funktionieren würde: »Machen wir ein Forschungsprojekt, dann ist es geklärt und anschließend bestimmen wir, was gesagt werden darf«. Insofern glaube ich dem Vorwurf nicht, dass die Postmoderne am Verlust von Wahrheit und der Möglichkeit von fake news schuld wäre (Shore 2017). Wenn man sich darauf einlässt, ist man ganz schnell einer von den Schuldigen, sobald man sich für kulturwissenschaftliche Methoden oder Fragen interessiert; aber ich fühle mich nicht schuldig.

Marcus Müller

Ich habe es schon angedeutet: Ich bin Teilzeit-Materialist kraft meines Amtes; ich werde dafür bezahlt. Wenn ich eine Messung vornehme, dann muss ich die Bedingungen angeben können, unter denen das Messergebnis richtig ist oder unter denen es falsch ist. Sonst kann ich das mit dem Messen gleich sein lassen. Wir müssen zumindest in meinem Forschungsgebiet, wenn wir ein Projekt skizzieren, eine kleine Welt bauen, in der es klar ist, was wahr ist in dieser Welt. Das heißt nicht, dass, wenn sie fertig gebaut ist, ich das Ergebnis in die Welt stelle und sage: »Das ist wahr«.

Weil ich dann wieder aus dem inneren Kreis heraustrete und ganz anderen Wahrheitsbedingungen unterliege, von denen ich weiß, dass sie in Gesellschaften sozusagen kontingent formuliert werden und das weiß ich wiederum, weil ich weiß, dass es wahr ist. Das ist ja schließlich mein Job, das habe ich ja herausgefunden. Aus diesem Kreis kommen wir natürlich nicht raus, aber wir dürfen auch nicht behaupten, dass wir nicht drin wären. Natürlich habe ich ein Gefühl dafür und sage »nein, manche Sachen sind falsch, manche Sachen sind wahr«. Auch wenn ich theoretisch weiß, woran das liegt, kann ich vielleicht trotzdem nicht sagen »deswegen ist es nicht so«, aber das ist eine Frage, die wir doppelt beantworten müssen; einmal methodologisch und da gibt es, denke ich, eine gute Antwort und einmal reflexiv wissenschaftstheoretisch und da gibt es bessere Leute als mich. Das mit den fake news: immer wenn ich öffentlich auftrete kommt hinterher je-

mand und meldet sich: »Wann haben wir denn den Algorithmus, der die fake news endlich erkennt«. Das ist ganz furchtbar.

Willy Viehöver

Du hast ja vorhin das Stichwort gegeben mit der evidenzbasierten Soziologie und der Frage: Was ist denn der Gegenstandsbereich einer evidenzbasierten Soziologie? Wir haben in der Soziologie einen anderen Bezug zu materiellen oder körperlichen Referenzen, als die Linguistik. Die Diskussion über *alternative Fakten* und *fake news* kann für die Diskursforscher eigentlich gar keine Überraschung sein. Vor ein paar Wochen kursierte die Nachricht Silvester Stallone sei tot und er hat sich dann persönlich öffentlich »zurückgemeldet« so in dem Sinne, er wüsste nicht davon, dass er tot sei und daraufhin war die Diskussion ziemlich schnell erledigt. Bei solchen Beispielen mag das einfach sein. Bei anderen Dingen, wo es um andere gewichtige Wahrheitsfragen geht, wie beim Klimawandel und so weiter, da ist die Sache schwieriger, weil es da seit über 40 Jahren strittig ist, ob es nun den anthropogenen Klimawandel gibt oder eben nicht, und wie schlimm der jeweils für wen ist. Daher macht mich dieser Slogan von der evidenzbasierten Soziologie, die eben auf ›wahren‹ Aussagen beruhe, schon mal sehr skeptisch.

Ich habe gerade gedacht, dass Foucaults – und nicht nur seine – Leistung darin bestand, dass die Wahrheitsfrage historisch gesehen und eventuell auch kulturell gesehen jeweils anders und immer wieder neu gestellt und auch jeweils neu begründet sowie mit entsprechenden Kriterien versehen wird. Wobei man nicht nur die Wahrheitsfrage im Blick haben sollte, sondern auch die nach normativer Richtigkeit oder Authentizität, die wandeln sich ja auch permanent. Ich glaube schon, wenn man ernsthaft darüber redet, dass man sich besser verteidigen muss, weil in der Tat sehr oft diese Stories eben kommen: Ihr diskursforschenden KonstruktivistInnen seid daran Mitschuld, dass der Faktor Wahrheit nicht mehr ernst genommen wird.

Der Slogan ›evidenzbasiert‹ stattet den soziologischen Diskurs schon mit einem gewissen objektivistisch klingenden Wahrheitsanspruch aus, den man mir erstmal nachweisen müsste. So sehr würde mich die Kritik am Konstruktivismus also doch nicht erschrecken; wir könnten uns, glaube ich, gut verteidigen. Wir haben es bisher nur nicht so sehr oder nicht nachhaltig genug gemacht. Ich würde das Thema aber gerne nochmal mit deiner Frage und mit dem Digitalisierungszeitalter verbinden, weil wir das jetzt gar nicht diskutiert haben. Selbst wenn man davon ausgeht, dass es so etwas wie *Welt* gibt und dass die irgendwie ›zeigbar‹ ist oder zur Sprache gebracht werden kann, da sind wir schon wieder bei Heidegger, sind wir da eigentlich an einem Punkt, wo wir fragen müssen: Können wir denn das eigentlich tun ohne zu interpretieren? In dieser Digitalisierungswelle und big data-Euphorie scheinen ja einige ProtagonistInnen der Auffassung zu sein, dass wir die Texte und andere Datenformate gar nicht mehr lesen und interpretieren müssen, sondern dass die Technik selber da im Grunde bestimmte Dinge ›sichtbar‹ macht. Diesbezüglich habe ich doch eher große Zweifel, dass die Interpretation umgehbar ist, selbst wenn wir das aus einer disziplinären Perspektive dann deutlich machen müssen, was denn unsere jeweiligen Epistemologien sind, aber die Digitalisierung wird uns nicht von der Interpretation befreien. Selbst die Art und Weise, wie der Computer

mit Daten gespeist wird, selbst wenn er diese scheinbar eigenständig ›herbeicrawlt‹, hat schon etwas mit Interpretation zu tun. Das war ein zweiter Punkt, den ich machen wollte.

Marcus Müller

Darf ich ganz kurz einhaken, weil sie mich so angeschaut haben, als könnte ich Ihnen vielleicht widersprechen.

Willy Viehöver

Nein, nein.

Marcus Müller

Das ist natürlich vollkommen richtig, was Sie sagen.

Reiner Keller

Also ich spreche vor dem Hintergrund der Diskussion, die es in der deutschsprachigen Soziologie gibt, mit einer vielleicht beginnenden Spaltung, wo man sehen muss, wo das hinführt. Das kann bspw. über ganz konkrete Forschungsaufgaben erfolgen, etwa diejenige der Replizierbarkeit – als ein Kriterium müsse jede Forschung replizierbar sein. Es gibt auch KollegInnen in der qualitativen Forschung, die von Replizierbarkeit ausgehen. Was würde das heißen für die Diskursforschung? Also die Mehrzahl der Diskursforschungen ist wohl nicht replizierbar in dem Sinne, dass, wenn man sie einem anderen Team gibt und sagt, macht das mal genauso, dass dann das Gleiche rauskommt. Doch manche denken, das müsse sein, sonst wäre es methodisch Unsinn, keine Wissenschaft, sondern Narration oder Fiktion. Ein zweites Element ist die Frage der Daten: Sie bekommen das Geld nur, wenn Ihre Daten dann für andere Analysen Dritter zur Verfügung stehen, also Auflagen, die bspw. von Stiftungen geschrieben werden. Da ist dann die Frage: Was machen wir mit Interviews, mit Beobachtungen, mit Gruppendiskussionen, mit unterschiedlichen Verfahren, die man benutzt hat, wo Leute sich bereit erklärt hatten, über ein Thema zu sprechen oder zu diskutieren. Diese Anforderungen kommen aus einem quantitativen Forschungsparadigma mit großen numerischen Datensammlungen. Das setzt die Forschungen unter Druck, die eigentlich versuchen, anders zu arbeiten. Es ist leider so, dass manche Kollegen und Kolleginnen es nicht unbedingt akzeptieren, dass man diese relationalen Wahrheitsbegriffe und diese Überlegungen hat. Ein ganz anderer Punkt ist, diese Frage nach der Wahrheitswiederholung. Ich hatte es kurz schon in Gesprächen erwähnt. Wir hatten letztes Jahr eine Diskussion hier mit verschiedenen Ansätzen zur Umweltdiskurs-Forschung. Da gibt es die Frage, was eigentlich das Ziel einer solchen Diskursforschung ist. Was will sie denn? Es gab viele unter den SozialwissenschaftlerInnen, die hier waren, die eigentlich eine Position vertreten haben, dass es darum gehe, das Phänomen zu ›verkomplizieren‹. Also Dinge, die scheinbar klar und eindeutig sind, irgendwie komplex zu machen. Also nicht unklar und uneindeutig zu sein, aber Komplexität zu zeigen und die Punkte sichtbar zu machen, wo Dinge nicht so selbstverständlich sind, wie sie scheinen, und wo unterschiedlichste Entscheidungen, Ressourcenverhältnisse, Machtverhältnisse usw. intervenieren. Also um das nachher ein bisschen

anders zu sehen. Es gab auch Kolleginnen und Kollegen, die gesagt haben: »Nein ich akzeptiere eine bestimmte Gesellschaftsposition als die Wahrheit«. Also Klimawandel, ja? Es gibt diesen Klimawandel und alles was ich mache, zielt darauf, diskurswissenschaftlich zu befördern, dass sich diese Wahrheit durchsetzt. Das impliziert eine Entscheidung darüber, etwas als wahr vorauszusetzen. Das eine ist eben wahr und gut, und das andere ist böse und schlecht. Sie wussten also, welcher unter den Diskursen, die sie beobachteten, wahr ist. Und im anderen Fall ist es gewissermaßen eine Außenperspektive, die sich nicht per se darauf einlässt, dass etwas bereits wahr ist, gerade so wahr ist, wie es sich selbst als wahr behauptet. Ich weiß nicht, ob das Ihre Frage war, aber...

Werner Schneider

Aus meiner Sicht und ganz ähnlich zu Reiners eben gemachten Punkt, wenn ich das richtig verstanden habe, geht es – vereinfacht formuliert – darum, dass die Aufgabe von Diskursforschung nicht darin liegen kann, zu entscheiden, was nun ›wirklich‹ wahr oder falsch ist, sondern aufzuzeigen, wie Wahrheit hergestellt, durchgesetzt, folgenreich gemacht wird. Mir ist – ganz im Sinne Max Webers – jegliche soziologische Forschung suspekt, die qua expliziter Setzung oder implizit bleibender Annahmen immer schon weiß, was gut und richtig versus schlecht und falsch zu sein hat. Interessant dabei ist, dass sich derzeit eine Transformation abzeichnet, indem sich Forscher nicht mehr darüber austauschen, was das Wichtige oder das Unwichtige (bei der Formulierung von Forschungsfragen etc.) ist, was an Methoden und Befunden warum bzw. aufgrund von welchen Kriterien Geltung beanspruchen kann, über die man sich dann streiten kann. Vielmehr werden Setzungen vorgenommen, die von vorne weg schon auf das Wahre versus das Falsche hinauslaufen. Ich meine, man kann sich jetzt aus einer Diskursperspektive darauf zurückziehen, diese Transformation in den wissenschaftlich-öffentlichen Debatten für sich stehend schon als interessant zu sehen und zum Gegenstand von Diskursanalysen zu machen. Aber das Ganze schlägt natürlich in dem Moment auch auf die eigene Perspektive der Diskursforschung zurück, wo die Entwicklung gleichsam institutionalisiert folgenreich wird und dann Forschung entsprechend ›wahrheitspolizeilich‹ reglementiert und diszipliniert wird. Wie wollen wir damit umgehen? Ich muss ganz offen gestehen, die einzige Umgangsweise, die mir dazu einfällt, aber vielleicht hat da jemand andere oder bessere Ideen, ist tatsächlich nicht die Setzung einer eigenen kritischen Position, sondern die Dekonstruktion dieser Transformation bzw. dieser Entwicklungen. Evidenzbasierte Medizin ist für mich das paradigmatische Beispiel, wie so etwas wie ein ›Evidenz-Argument‹ funktioniert und wie man das aber auch ganz schnell diskursanalytisch pulverisieren könnte, wenn man es denn möchte. Allerdings würde mit solchen diskursanalytischen Dekonstruktionen von evidenzbasierten Befunden in der Medizin nicht schon das Medizinsystem an sich und auch nicht die medizinische Forschung als solche in Frage gestellt sein. Das würde vielmehr dann eigene Diskurspolitiken erfordern, die man gezielt betreiben müsste. Dazu braucht es m.E. aber bspw. keine kritische Diskursanalyse als Forschungsansatz, sondern kritische Diskurspolitiken, die empirisch unterfüttert sein mögen, aber nicht wissenschaftlich legitimiert sein können.

Christiane Hof

Ich bin mir jetzt nicht sicher, ob meine Bemerkung noch passt, aber ich möchte nochmal an die Rede von der Wahrheit anknüpfen. Ich komme aus den Erziehungswissenschaften und dort wird – insbesondere in der Schulforschung – die Evidenzbasierung gefordert. Dies wird dann häufig so interpretiert als könne die Wissenschaft den Lehrenden vorschreiben, wie sie erfolgreich unterrichten sollten. Das funktioniert in dieser Form natürlich nicht. Das hat was mit Kontextualität zu tun. Diskursforschung würde ich jetzt so verstehen, dass sie gerade auf die Kontextualität von Aussagen verweist. Das heißt natürlich zugleich, dass man die Wahrheitsfrage, wie Du sie eben gestellt hast, so nicht stellen kann. Stattdessen muss es darum gehen die Aussagen im Hinblick auf ihre Rahmungen und Bezugspunkte hin zu beleuchten. Dies geht auch einher mit der Methodenfrage – auf die ja auch immer wieder verwiesen wird. Ich werde zunehmend von den Studierenden oder Doktorandinnen gefragt: »Wie mache ich Diskursanalyse?« Sie suchen gleichsam das Rezeptbuch. Und ich sag dann immer: »Ne es gibt kein Rezeptbuch.« Aber was mir wichtig scheint ist klarzumachen, dass bei Diskursanalysen Äußerungen analysiert werden. Es geht darum herauszuarbeiten, worauf die Äußerungen verweisen. Was ist der Referenzpunkt, der mit der Äußerung in Anspruch genommen wird? Worauf verweisen sie? Für die Diskussion scheint es mir daher wichtig zu klären, mit welchen Fragen / Erkenntnisinteressen diese Äußerungen eigentlich betrachtet werden. Wenn man so mal ansetzen würde, um darzustellen, was Diskursanalyse eigentlich macht, dann wird dadurch vielleicht eine interdisziplinäre Verständigung leichter. Zugleich könnte dadurch auch ein Beitrag geleistet werden – was ja auch vorhin eingefordert wurde – Ergebnisse transparent zu machen. Ich glaube daran müssen wir als Wissenschaftler schon festhalten. Das wir sagen, es muss nicht replizierbar sein, so wie wenn ich SPSS nochmal drüber laufen lasse, aber es muss nachvollziehbar sein.

Saša Bosančić

Das würde ich sehr gerne als Schlussrunde aufgreifen. Dann auch nochmal mit Verbindung zum Gespräch von vor zehn Jahren. Da hat sich die Runde auch gegen Standardisierungen ausgesprochen. Dennoch hat jeder Diskussionsteilnehmer betont, es müsse nochmal weiter expliziert werden, wie Methoden für die Diskursforschung adaptiert werden können. Werner Schneider hat insbesondere ein Methodenbuch angeregt und Reiner Keller hat eben implizit auch einen Titel vorgeschlagen: Reflexive Diskursforschung. Was müsste in so einem Buch stehen? Wer möchte die Schlussrunde beginnen? Reiner Keller?

Reiner Keller

Ich unterstütze völlig, was Christiane Hof gesagt hat, und was bei Ihnen hier auch gesagt worden ist und von eigentlich allen. Also eine Orientierung an Verfahren, an Vorgehensweisen und Begründungsformen, um etwas nachvollziehbar zu machen. Aber ich verweigere mich dem Rezeptbuch, in dem steht: Folge Punkt eins bis zehn, nutze immer genau diese zwei Analysebegriffe in dieser Kombination und dann hast du immer gute Ergebnisse. So wie das in manchen Büchern für andere Verfahren, nicht nur, aber auch in

der Diskursanalyse geschrieben steht. Die damaligen Diskussionen Ende der 1990er, Anfang der 2000er Jahre gingen ja noch von dem kompletten Gegenteil aus. Philipp Sarasin ist ja schon angesprochen worden. Wir haben inständig versucht, ihm einen Methodenbeitrag abzurufen, also ihn gebeten, irgendwie zu beschreiben, wie er es denn macht. Was also foucaultsche Inspiration als Handwerk ausmacht. Manche seiner Studierenden kamen zu unseren Werkstätten, weil sie die reine Inspiration halt nicht hatten.

Die Weiterentwicklung der Diskursforschung leidet zumindest bei mir so ein bisschen an der Zeit, zu schreiben und Dinge zusammenzutragen. Das könnten aber auch andere übernehmen. In dem Sinne, dass man Erfahrungen und Vorschläge immer wieder mal verdichtet, entwickelt, weiterentwickelt und mit neuen Dingen kombiniert. Das haben die Handbücher, die angesprochen worden sind, versucht, ein Stück weit zu machen. Aber mein Ziel wäre nicht, dass wir sagen, innerhalb der Diskursforschung gibt es nur eine richtige Vorgehensweise: »Es geht nur so und so und nichts anderes«. Das ist glaube ich ziemlich unsinnig. Vielmehr sollten die Perspektivität und Vielfalt und Unterschiedlichkeit genutzt werden. Diversitätspolitik oder wie auch immer man das nennen will, ist ganz wichtig. Wie das bei anderen Disziplinen ist, kann ich nicht sagen. Aber so nehme ich das eigentlich auch dort wahr.

Werner Schneider

Na ja, die Methodenfrage, die uns damals bei jenem Diskursgespräch tatsächlich beschäftigt hat, war vorhin schon Thema und hat m.E. bis heute an Relevanz nichts verloren. Wir sind uns schon damals – so erinnere ich das damalige Gespräch – alle weitgehend einig gewesen, dass es eine ›methodologisierende‹ Form von Vereinheitlichung nicht geben kann und auch nicht geben sollte. Ich glaube, ohne das jetzt genauer auszuführen, ich würde heute gar nicht mehr sagen, man sollte ein Buch schreiben. Ich würde heute eher sagen, man kann gar kein Buch mehr darüberschreiben, denn man müsste vielmehr eine umfängliche, gleichsam ›unendliche‹ Reihe initiieren, die permanent versucht aufzugreifen, was es zu einem gegebenen Zeitpunkt an methodischem Konsens und was es an jeweils neuen Entwicklungen in den verschiedenen methodisch-praktischen Variationen gibt, die man diskursanalytisch einsetzen kann oder könnte. Ich verstehe es, dass man bspw. Studierenden bei Qualifikationsarbeiten Angebote geben muss, wie man in der eigenen Forschung in methodischer Hinsicht die praktische Operationsebene ansteuern kann, sonst bringt das ja alles nichts, was man sich so im Kopf als Forschungsfragen und -strategien vorstellt. Aber ich meine mittlerweile, dass die Diskurs- und Dispositivforschung vor allem und im Kern auf die Vermittlung einer bestimmten Form des analytischen Denkens zielen muss, nämlich zentriert auf solche Perspektivierungen, wie wir sie vorhin eingangs benannt haben: die mit diesen Forschungsperspektiven auf eine spezifische Art und Weise formulierte Frage nach Macht und Herrschaft. Das steht aus meiner Sicht im Zentrum, und dann braucht es zur empirischen Arbeit an entsprechenden Forschungsfragen in den verschiedensten Forschungsfeldern zu den unterschiedlichsten Themen eine möglichst weite, breit aufgestellte Methodenkompetenz. Wenn man die hat – und die haben Studierende dann, wenn sie im Studium ein entsprechendes Lehrangebot haben und nach Möglichkeit in die Forschung an den Professuren

und Lehrstühlen einbezogen werden –, dann kann man für seine eigenen Fragestellungen diese spezifische Art und Weise des analytischen Denkens, des Herangehens an Phänomene forschungspraktisch runterbrechen und methodisch-operativ explizieren. Da würde eines oder mehrere ›Rezeptbücher‹ wohl eher kontraproduktiv wirken. Inwieweit das heute in dem Feld von Diskursforschung so Konsens wäre, bin ich mir nicht so sicher.

Rainer Diaz-Bone

Ich meine jetzt zu deiner Antwort, an sich zu dem Stand der Diskursforschung, dass es eine starke methodische und technische Kopplung ja eigentlich nicht gibt – also in der Soziologie zumindest. In der Linguistik sieht das anders aus. Wir haben in der Sozialforschung einerseits einen »overkill« an Techniken und Daten, andererseits muss man nach der Theorie fragen. Und im Vergleich zu anderen transdisziplinären Positionierungen gibt es keine starke Diskursforschung in der Soziologie. Es ist noch eine Chance, weil man sagen kann »wir sind noch nicht gestartet und wir können uns das als Ziel vornehmen«. Aber im Vergleich zu anderen Positionierungen habe ich da bedenken – es ist also noch zu früh für »Friedensangebote«, nach dem Motto »wir müssen nicht daran arbeiten, jeder macht was er will« – wir müssen erst einen eigenen Weg finden.

Werner Schneider

Das war ja auch kein Friedensangebot im Sinne von: Jeder darf machen was er will, dann brauchen wir nicht mehr zu streiten. Das war eher der Aufruf zur praktischen Kreativität in der Forschung.

Rainer Diaz-Bone

Ja.

Oliver Kühschelm

Was in einem Methodenbuch zur Diskursforschung stehen müsste, weiß ich auch nicht. Es gibt eigentlich schon ziemlich viele einschlägige Bücher, habe ich den Eindruck. Zumindest die Menge der Bücher zu textanalytischen Verfahren ist unüberschaubar. Da kommt es bloß darauf an, wo man sich bedienen will. Wenn man das einigermaßen reflektiert macht, ist mir relativ egal, wo das genau herkommt. Ich habe daher auch mit Verblüffung wahrgenommen, dass irgendwann einmal in der Germanistik zwischen Duisburg und Düsseldorf vermeintlich Welten lagen. Ich habe das nicht ganz verstanden. Generell ist man als Historiker dazu geneigt, sich recht hemmungslos und unbelastet aus dem sozialwissenschaftlichen Baukasten zu bedienen, wenn man dazu denn Lust hat. Man darf nur nicht glauben, dass man über Methoden und Formalisierungen fast automatisch oder mechanistisch zu Inhalten kommen wird. Meine ersten Begegnungen mit Linguistik und Literaturwissenschaften waren strukturalistischer Art¹³ – und da herrschte immer noch der Traum, dass man aus Form Inhalt erzeugen bzw. aus der Betrachtung der Form den Inhalt rekonstruieren kann. Das scheint mir auch bei der Kritischen Dis-

13 Link 1990.

kursanalyse ein Problem zu sein.¹⁴ Aber trotzdem ist die Kritische Diskursanalyse im weitesten Sinn eine der Methoden, auf die ich immer zugegriffen habe.

Darüber hinaus braucht man – und das ist jetzt schon oft angesprochen worden – erkenntnisleitende Perspektiven. Das Label der Diskursforschung ist mir da nicht unbedingt zentral, aber ich glaube, man braucht ein Konzept von Diskursen, und man braucht sicher ein Konzept von Macht. Dafür ist Foucault immer noch nützlich, aber es gibt ja auch viele andere Machtkonzepte. Ich habe mich zuletzt für Michael Manns Geschichte der sozialen Macht interessiert und finde hier viel Anregendes (Mann 1986–2013)¹⁵. Man benötigt sicher zusätzliche Begriffe, die man zum Teil auch wieder von Foucault beziehen kann. Die Gouvernamentalitätsperspektive ist in den Geschichtswissenschaften immer noch relativ neu und hat viel Potential für Geschichten der Staatlichkeit (Joyce 2013; Maier 2012; Jessop 2016).

Es geht somit um eine Kombination aus Perspektiven und Methoden, darum sie reflektierend zu verbinden. Das passiert wiederum genau dadurch, dass man darüber redet oder schreibt. Das ist nicht etwas, das an einem bestimmten Punkt gelöst wäre und dann in einem Buch stehen würde, aus dem alle anderen die Rezeptur beziehen könnten.

Marcus Müller

Also wir Linguisten sind ja alle als Strukturalisten erzogen worden. Es gibt auch gar keine nicht strukturalistische Linguistik. Das kann es auch gar nicht geben. Insofern wäre jetzt meine Replik natürlich, wir machen nichts Anderes als aus Form Inhalte zu erzeugen. Die Frage ist nur, wie sicher ist der Weg von einem zum anderen und wie stabil ist er. Ich würde gerne die Gelegenheit nutzen, nochmal in Frage zu stellen, dass das worüber wir gerade reden, eigentlich dieselbe Sache ist. Das geht jetzt auch in die Interdisziplinaritäts-Kritik. Ich habe mir einige Punkte bei Ihrem Eingangsstatement mitgeschrieben, über die ich noch sehr genau nachdenken werde. Einer davon war die Frage, die Sie gestellt haben nach der Existenz von Diskursen – gibt's sowas eigentlich? Als Linguist würde man sagen: natürlich nicht. Ich zumindest – andere LinguistInnen vielleicht nicht. Also – über den Referenten des Wortes »Diskurs« in »Diskursanalyse« nachzudenken ist ungefähr so sinnvoll wie über den Referenten des Wortes »Him« in »Himbeere« nachzudenken. »Diskurs« gibt eigentlich nur im Kompositum einen Sinn. Der Sinn ist, dass es eine bestimmte Analyseperspektive auf Sprachgebrauch nahelegt – für die Linguistik wohlgeerntet. Deswegen glaub ich, Reiner, ist dieses Wort »Diskurs« in der Linguistik in den letzten fünf bis zehn Jahren auch so erfolgreich gewesen. Da hat sich eine Perspektive aufgemacht, die den konstitutiven Zusammenhang von Sprache, Wissen und Gesellschaft adressiert und unter denen sich ein großer Teil des Faches wiederfinden kann, aber dann wiederum in ganz heterogenen einzelnen Fragen. Also zum Beispiel das, was man früher in der Textlinguistik gemacht hat. Textlinguistik gibt's jetzt fast nicht mehr. Oder in der linguistischen Pragmatik, in der Soziolinguistik, in der Stilistik. Nicht alles, aber sehr vieles davon

14 Wie ich auszuführen versucht habe in: Kühschelm 2015.

15 Auf Deutsch sind nur die beiden ersten Bände – und gekürzt – erschienen: Mann (1990–2001): Geschichte der Macht.

hat sich jetzt neu formiert um dieses Wort »Diskurs« – und die Etikette »Diskurslinguistik« und »linguistische Diskursanalyse« und wie das alles heißt. Dementsprechend vielfältig sind auch die Fragen, die man hat und die man auch versucht zu beantworten. Das finde ich nicht schlecht, sondern sehr gut. Das ist eigentlich sehr sinnvoll. Insofern kann es gar nicht das Buch geben mit dem Titel »Wie analysiere ich den Diskurs?«. Aber es gibt natürlich viel Literatur dazu rund um das Thema: Wie baue ich einen Korpus auf? Wie beschreibe ich meine Daten? Was ist ein Sprechakt? Was hat Sprache mit Gesellschaft zu tun? Was ist mit der Praxis des Definierens in wissenschaftlichen Diskursen? Usw. Aber es ist ein sehr heterogenes Feld, dass eine ganze Reihe spezifischer Einzelfragen, die auch erstmal in der Soziologie nur damit zu tun haben, dass man eine Vorstellung davon bekommt, dass es eine Interaktion in der Gesellschaft braucht, um erstmal loslegen zu können. Dann gibt es bestimmte Nebeneffekte, die soziologisch interessant sein mögen oder auch nicht.

Saša Bosančić

Dann hat Willy Viehöver das Schlusswort.

Willy Viehöver

Ich tue mich schwer damit darauf eine Antwort zu finden. Wenn man von dem Punkt ausgegangen ist, Methodologisierung (oder nicht) und Reflexion der Methoden, dann war ein Stichwort eben Transparenz. Reiner Keller hat jetzt so ein bisschen geantwortet, schaut mal in meine Bücher, da habe ich versucht einiges davon zu explizieren, ohne für einen unflexiblen Kanon zu plädieren (siehe u.a. Keller 2011; Keller/Truschkat 2012). Ich hätte jetzt auch im ersten Augenblick noch einiges beizufügen. Ich bin natürlich von einem bestimmten Konzept ausgegangen, nämlich dem der Erzählung. So wie u.a. Keller und Schetsche/Schmied-Knittel (2013) Deutungsmuster in Beziehung zum Diskurskonzept setzen, habe ich das Konzept der Narration benutzt, ausgehend von der Annahme Wilhelm Schapps (2012), dass wir alle in Geschichten verstrickt sind. Für mich kann man nicht nur aus einer soziologischen Sicht sagen, es gibt Mythen und Erzählungen. Ich habe aber dann versucht, den Begriff nochmal zu theoretisieren. Zumindest in der Hinsicht glaube ich, ich neige hier dazu Rainer Diaz-Bone zuzustimmen, habe ich immer sehr strukturalistisch gedacht. Ich habe gesagt, dass bei einer Diskursforschung, die sich irgendwo immer mit geregelten Aussagensystemen befasst, ich immer ein Problem mit der Frage gehabt habe: Also was sind das jetzt für Strukturen? Was sind in der Diskursforschung eigentlich »Regeln« und »Regelsysteme«, die Diskurse strukturieren oder generieren, etwa im Gegensatz zu Regelmäßigkeiten? Ich hatte das Konzept der Narration dann so verwendet und über die Jahre auch immer wieder variiert, um zu zeigen, dass narrative Strukturen ein zentrales Strukturelement von Diskursen sind, die die Ordnung der Dinge oder der Begriffe usw. generieren. Ich halte das Narrationskonzept auch für dynamischer als das Deutungsmusterkonzept. Erzählungen umfassen dabei mehrere Dimensionen, sie sind mehr als eine kommunikative Gattung. Die Art und Weise wie Plots erzählt werden, das Konfigurieren und Refigurieren, ist eine davon, die Tiefenstrukturen der Werte und Wertgegensätze oder die Aktantenstrukturen sind andere. Ich habe zu-

dem versucht auf verschiedene Ebenen, ich nenne jetzt dann nur mal eben *Plots*, als eine Aktantenstruktur und natürlich das Personal, konfigurierende Größe, zu zeigen, wie Narrationen Diskurse strukturieren. Narrationen spielen dann auch in herrschafts- und machttheoretischer Hinsicht eine zentrale Rolle, dadurch wie sie dann eben Phänomene (kon-)figurieren. In diesem Zusammenhang generieren (und dekonstruieren) *Plots* gewissenmaßen Agency.

Ich habe auch versucht, jeweils zu explizieren, was ich eigentlich tue, wenn ich vor Texten oder narrativen Reden stehe/sitze. Dann habe ich versucht, die jeweiligen Schritte der Analyse auch anzugeben, ohne dass ich das jetzt hier ausführen kann. Damit verbunden ist aber auch nochmal ein zweiter Punkt, warum das denn von Interesse ist. Da würde ich dann doch auch irgendwie für eine gewisse Kreativität und Offenheit plädieren. Ich würde von Levi-Strauss die These übernehmen, ich kriege den Satz jetzt nicht mehr wörtlich zusammen, wonach er sich mit der Frage befasst, welche Aufgaben Mythen und Narrationen in Gesellschaften haben. Im Grunde dienen sie Gesellschaften jeweils in den historischen Epochen, um sich mit den in ihnen vorhandenen Widersprüchen und Spannungen auseinanderzusetzen, diese abzuarbeiten, lebendig zu halten oder auch zu verdecken. Narrationen können auch in dem Sinne Diskurse strukturieren, aus meiner Sicht. Sie können aber eben auch *mögliche Welten* eröffnen, sie konfigurieren und sie transformieren. Das gilt auch für den Diskursforscher als Interpret in Sachen Gesellschaftstheorie und Zeitdiagnose. Der Diskursforscher hätte dann – und da ist die kreative Dimension dann mit drinnen – und da wären wir auch bei dem Punkt, den du angesprochen hast Werner, was ich selber auch gesagt habe – ich glaube Diskursforschung steht und fällt zukünftig auch damit, ob sie interessante gesellschaftstheoretische Deutungsangebote machen kann, ob diese nun allein machttheoretisch inspiriert sind oder nicht. Die Hoffnung bestünde dann darin, dass die entsprechenden gesellschaftstheoretischen und zeitdiagnostischen Skripte dann nicht nur aus Gesellschaftstheorien und Zeitdiagnosen sind, die wir von Ulrich Beck, Bruno Latour oder von sonst irgendjemandem übernehmen, sondern dass wir da irgendwie eventuell eigene gesellschaftstheoretische Skripte oder Narrative schreiben können. Da finde ich, dass das jeder auch versuchen sollte, um dann, mit Blick auf seine jeweiligen Ergebnisse, auch die Frage zu fragen: »What are my cases cases off?«. Dann machen Diskursanalysen freilich immer auch (gesellschaftstheoretische und -diagnostische) Deutungsangebote. Da haben wir künftig auch noch viel zu tun.

Saša Bosančić

Ok. Dann bedanke ich mich bei allen Diskussionsteilnehmern und für all Ihre Fragen.

Literatur

- Borges, J. L. (1944/1988): Pierre Menard, Autor des Quijote. In: Ders.: Blaue Tiger und andere Geschichten. München: Hanser, S. 43–54.
- Bührmann, A. D./Schneider, W. (2016): Das Dispositiv als analytisches Konzept: mehr als nur Praxis – Überlegungen zum Verhältnis zwischen Praxis- und Diskursforschung. In: Zeitschrift für Diskursforschung 4. Jg. Heft 1 2016, S. 5–28.

- Crouch, C. (2008): Postdemokratie. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Diaz-Bone, R. (2006): Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse. In: *Historical Social Research / Historische Sozialforschung*. Vol. 31, No. 2 (116) (2006), S. 243–274.
- Diaz-Bone, R. (2017): Warum Performativität? Perspektiven für eine konventionalistische Methodologie der Foucaultschen Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 5. Jg. Heft 1 2017, S. 32–49.
- Dejung, C./Dommann, M./Speich Chassé D. (Hrsg.) (2014): Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Doering-Manteuffel, A./Raphael, L./Schlemmer, T. (Hrsg.) (2016): Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Eder, F. X. (Hrsg.) (2006): *Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eder, F. X./Kühschelm, O. (2014): Kulturwissenschaftliche Bildtheorien. Ihre Potentiale und Grenzen für die historische Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 2. Jg. Heft 3 2014, S. 117–136.
- Eder, F. X./Kühschelm, O./Linsboth, C. (Hrsg.) (2014): *Bilder in historischen Diskursen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Felder, E./Gardt, A. (Hrsg.) (2018): *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Geulen, C. (2010): Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts. In: *Zeithistorische Forschungen* 7, Nr. 1, S. 79–97.
- Hilger, S./Landwehr, A. (2011): *Wirtschaft – Kultur – Geschichte. Positionen und Perspektiven*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Jessop, B. (2016): *The State: Past, Present, Future*. Cambridge: Polity Press.
- Joyce, P. (2013): *The State of Freedom: A Social History of the British State Since 1800*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Keller, R. (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, R. (2016): Die komplexe Diskursivität der Visualisierungen. In: Bosančić, S./Keller, R. (Hrsg.): *Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 75–94.
- Keller, R. (2017a): (Wie) Gibt es Diskurse? In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 5. Jg. Heft 1 2017, S. 16–31.
- Keller, R. (2017b): Neuer Materialismus und Neuer Spiritualismus? Diskursforschung und die Herausforderung der Materialitäten. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Neue Serie* Band LXXXI, 2017, Band 120, Heft 1+2, S. 5–32.
- Keller, R. (2019): New Materialism? A View from Sociology of Knowledge. In: Kissmann, U. T./Van Loon, J. (Hrsg.): *Discussing New Materialism: Methodological Implications for the Study of Materialities*. Wiesbaden: Springer VS, o. S.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2005): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*. Konstanz: UVK.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2010): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2011): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden*. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.) (2013): *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.) (2012): *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. Bd. 1. Wiesbaden: Springer VS.

- Knorr Cetina, K. (2001): ›Viskurse‹ der Physik. Konsensbildung und visuelle Darstellung. In: Heintz, B./Huber, J. (Hrsg.): Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Zürich: Edition Voldemeer, S. 305–320.
- Koselleck, R. (2010): Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In: Hitzer, B./Welskopp, T. (Hrsg.): Die Bielefelder Sozialgeschichte: klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen. Bielefeld: transcript Verlag, S. 279–95.
- Kollmeier, K./Hoffmann, S. (Hrsg.) (2012): Geschichtliche Grundbegriffe Reloaded? Writing the Conceptual History of the Twentieth Century. Roundtable Discussion. In: Contributions to the History of Concepts 7, Nr. 2, New York/Oxford: Berghahn Book, S. 78–128.
- Kühschelm, O. (2015): Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse. In: Zeitschrift für Diskursforschung 3, Nr. 1, S. 29–51.
- Landwehr, A. (2001): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen: edition diskord.
- Landwehr, A. (2010): Abschließende Betrachtungen: Kreuzungen, Wiederholungen, Irritationen, Konflikte. In: ders. (Hrsg.): Diskursiver Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 377–384.
- Lässig, S. (2016): The History of Knowledge and the Expansion of the Historical Research Agenda. In: Bulletin of the German Historical Institute 59 (Fall), S. 29–58.
- Leendertz, A./Meteling, W. (Hrsg.) (2016): Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren. Frankfurt am Main: Campus.
- Lemke, T. (2014): »Die Regierung der Dinge« Politik, Diskurs, Materialität. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2. Jg. Heft 3 2014, S. 250–267.
- Leonhard, J./Steinmetz, W. (Hrsg.) (2016): Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Lindemann, G. (2005): Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktionen und empirische Forschungsperspektiven. In: Schroer, M. (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 114–138.
- Lindemann, G. (2011): Die Gesellschaftstheorie von der Sozialtheorie her denken – oder umgekehrt? In: ZfS – Forum Theorie der Gesellschaft oder Sozialtheorie? 3/1, S. 1–19.
- Link, J. (1990): Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine programmierte Einführung auf strukturalistischer Basis. 4. Auflage, Paderborn: Schöningh.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maeße, J./Pahl, H./Sparsam, J. (Hrsg.) (2017): Die Innenwelt der Ökonomie. Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS.
- Maier, C. (2012): Leviathan 2.0: Inventing Modern Statehood. In: Rosenberg, E. (Hg.): A World Connecting, 1870–1945. Cambridge, Mass.: Belknap Press of Harvard University Press. S. 27–282.
- Mann, M. (1986–2013): The Sources of Social Power. Cambridge: Cambridge University Press. In deutscher Übersetzung: (1990–2001): Geschichte der Macht, 3 Bde. (entspricht den Bänden 1 u. 2. des englischen Originals), Frankfurt am Main: Campus.
- Martschukat, J. (2002): Geschichte schreiben mit Foucault. Frankfurt am Main: Campus.
- Müller, M. (2015): Sprachliches Rollenverhalten: Korpuspragmatische Studien zu divergenten Kontextualisierungen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Berlin / Boston: De Gruyter (Sprache und Wissen).
- Müller, M. (2017): Digitale Diskursanalyse. In: LitLab Pamphlet #5. <http://www.digitalhumanities-cooperation.de/pamphlete/pamphlet-5-digitale-diskursanalyse/>
- Parsons, T. (1961): An outline of the Social System, In: Parsons, T./Shils, E./Naegle, K. D./Pitts, J. R. (Hrsg.): Theories of Society. New York: Free Press, S. 30–79.

- Raphael, L. (1996): Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 22, Nr. 2, S. 165–93.
- Ricœur, P. (1991): *Myths as a Bearer of Possible Worlds*. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection & Imagination*. New York: Harvester/Wheatseaf, S. 482–490.
- Rössner, P. (2017): *Wirtschaftsgeschichte neu denken: mit einer Darstellung der Ursprünge moderner ökonomischer Theorien*. Lehrbuch. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.
- Sarasin, P. (2003): *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sarasin, P. (2011): Was ist Wissensgeschichte? In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36, Nr. 1, S. 159–172.
- Sarasin, P. (2012): *Sozialgeschichte vs. Foucault im Google Books Ngram Viewer. Ein alter Streitfall in einem neuen Tool*«. In: Maeder, P./ Lüthi, B./ Mergel, T. (Hrsg.): *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch*. Festschrift für Josef Mooser zum 65. Geburtstag. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 151–174.
- Schadler, C. (2013): *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld: transcript.
- Schapp, W. (2012): *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Schetsche, M./Schmied-Knittel, I. (2013): *Deutungsmuster im Diskurs. Zur Möglichkeit der Integration der Deutungsmusteranalyse in die wissenssoziologische Diskursanalyse*. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1. Jg. Heft 1 2013, S. 24–45.
- Schmelzer, M. (2016): *The Hegemony of Growth: the OECD and the Making of the Economic Growth Paradigm*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schneider, W./Bührmann, A. D. (2008): *Dispositivanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Schrage, D. (2013): *Die Einheiten der Diskursforschung und der Streit um den Methodenausweis – ein Kartierungsversuch?* In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1. Jg. Heft 3 2013, S. 246–262.
- Shore, M. (2017): *A Pre-History of Post-Truth, East and West*. In: *Eurozine*, 1. September. <https://www.eurozine.com/a-pre-history-of-post-truth-east-and-west/> (30.8.2018).
- Speich Chassé, D. (2013): *Die Erfindung des Bruttosozialprodukts: globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Spoerer, M./Bonertz, T./Giesen, S./Streb, J. (2013): *Neue deutsche Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München: De Gruyter Oldenbourg.
- Traue, B. (2013): *Visuelle Diskursanalyse. Ein programmatischer Vorschlag zur Untersuchung von Sicht- und Sagbarkeiten im Medienwandel*. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1. Jg. Heft 2 2013, S. 117–136.
- Viehöver, W. (1997): *Ozone thieves and hot house paradise epistemic communities as cultural entrepreneurs and the reenchantment of sublunar space: a sociological analysis of the media discourse on the greenhouse effect in the Federal Republic of Germany 1970–1995*. Florenz: EUI.

Zum Stand der Diskursforschung

Anmerkungen und Befunde zu Institutionalisierung, Problemen und Struktur eines transdisziplinären Feldes

Zusammenfassung: Anlässlich des fünfjährigen Erscheinens der *ZfD* reflektiert dieser theoretische, methodologische Beitrag den Stand der Diskursforschung. Mittels einer quantitativen Inhaltsanalyse werden die Artikelbeiträge der *ZfD* als Repräsentation des deutschsprachigen Feldes der Diskursforschung untersucht. Ziel dieses Beitrages ist es, die Strukturen, Trends und Probleme in diesem interdisziplinären Feld zu charakterisieren.

Schlüsselwörter: Diskursforschung, Diskursanalyse, Diskurstheorie, Methodologie, Foucault

Abstract: This theoretical and methodological article is a contribution to the analysis of the state of discourse research as a field. It was written on the occasion of the fifth year anniversary of the appearance of the journal of discourse studies (*JfDS*). Using quantitative content analysis, a closer look was taken at the articles that were contributed in order to see where the field of discourse studies now stands. The aim of this article is to characterize its structures, developments and problems.

Keywords: discourse studies, discourse analysis, discourse theory, methodology, Foucault

1 Einleitung

Seit der Jahrtausendwende etabliert sich in den deutschsprachigen Kultur- und Sozialwissenschaften die Diskursforschung als ein multiparadigmatisches und transdisziplinäres Feld.¹ Der Etablierungs- oder soziologisch formuliert Institutionalisierungsprozess hat systematischer Ende der 1990er, Anfang der 2000er Jahre eingesetzt mit einer zunehmenden Anzahl von systematisierenden Überblicksartikeln, Handbüchern, Workshops und weiteren Lehrveranstaltungen (Keller et al. 2008, 2011; Angermüller et al. 2014).² Diesem Prozess gingen notwendigerweise Grundlegungen voraus, wie die frühen Studien und Sammelbände von Teun A. van Dijk (1980, 1985, 1997, 2008, 2007, 2009), die Arbeiten von Jürgen Link (2013), Siegfried Jäger (2012), Michel Pêcheux (1969, 1982), Norman Fairclough (2002) oder Ruth Wodak (1996; Wodak et al. 1998; Wodak/Meyer 2015).³

Für all diese Diskursforscherinnen und Diskursforscher gilt, dass sie zugleich Gruppen formiert haben und repräsentieren, von denen einige bis heute einflussreich sind. Den-

1 Siehe zum Feldbegriff hier Bourdieu (1982).

2 Allolio-Näcke (2010), Schrage (2013), Marttila (2015). Siehe für die Etablierung der Theorie Foucaults in der deutschsprachigen Soziologie Seyfert (2018) und Keller (2008).

3 Siehe insbesondere zu Pêcheux die Beiträge in Hak und Helsloot (1995) und Diaz-Bone (2010).

noch ist in keiner der traditionellen Disziplinen bislang erreicht worden, dass sich Diskursforschung als zentraler Bestandteil etablieren konnte. Wichtig ist aber die Tendenz, dass die Orientierung unter Diskursforschenden über Disziplinengrenzen hinweg in den vergangenen beiden Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen hat. Ihr transdisziplinärer Charakter lässt dennoch keine Grundausbildung obsolet werden, wie sie in den jeweiligen Fachdisziplinen erfolgt und es ist weder per se ein Vorteil, noch ein Alleinstellungsmerkmal oder ein Qualitätsmerkmal. Wenn sich gegenwärtig Forschende und Lehrende aus der Linguistik, der Politikwissenschaft, der Soziologie, der Geschichtswissenschaft, der Geographie, der Literaturwissenschaft, der Erziehungswissenschaft, den Wirtschaftswissenschaften, den Kommunikations- und Medienwissenschaften nicht nur als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihres Fachs, sondern *auch* als Diskursforschende verstehen, dann ist dies deshalb möglich, weil sich Diskursforschung als Feld allmählich institutionalisiert hat und nun in den etablierten Disziplinen sichtbar ist – wenn auch je nach Disziplin in unterschiedlichem Ausmaß. »Diskurs« ist nun ein zwar unscharfer, dennoch ein etablierter kognitiver Bezug in den Kultur- und Sozialwissenschaften, zugleich ein wirkmächtiger Sammelbegriff, dessen Wirkmächtigkeit aus dem allmählich fächerübergreifenden Umdenken resultiert, dass man es in den Kultur- und Sozialwissenschaften mit solchen (Wissens-)Ordnungen, (kulturellen) Praktiken, (kognitiven) Strukturen und (konzeptuellen) Realitäten zu tun hat, die man besser mit diesem Begriff des »Diskurses« sowie zugehöriger Theorien und Methoden analytisch erfassen kann.

Die Perspektive dieses Beitrages ist wesentlich zunächst wissenschaftssoziologisch und methodologisch. Anlässlich des fünfjährigen Erscheinens der ZfD erfolgen Reflexionen zum Status und zum Stand der Diskursforschung in diesem Beitrag. Anhand einer Inhaltsanalyse wird dabei einigen der aufgeworfenen Fragen und Problematisierungen empirisch nachgegangen.

2 Warum Diskursforschung?

Man könnte dieses Anerkennen der spezifischen Ontologien als Gegenstand der Kultur- und Sozialwissenschaften als das Bewusstwerden der »Diskursivität« großer Gegenstandsbereiche dieser Wissenschaftsfelder auffassen, d. h. diese werden nun selbst als Diskurs, als nur im Diskurs existent oder als durch diskursive Praktiken generiert gedacht – ohne diese Perspektive erscheinen sie (nun) nicht (mehr) als denkbar. Und es gibt weitere Aspekte, die wichtige Einflüsse für den Prozess der Institutionalisierung der Diskursforschung sind. Insbesondere in den Sozialwissenschaften ist die Diskursforschung durch die verschiedenen Varianten der *Diskursanalyse*, die überwiegend Formen der qualitativen Sozialforschung sind, befördert worden. Denn mit der Eigenschaft auch über Methoden und empirische Forschungsstrategien zu verfügen, haben die Varianten der Diskursforschung, zumindest prinzipiell, dann mehr Potential sich zu etablieren, wenn man berücksichtigt, dass die Methodenausbildung im Zuge der Bolognaform und der Strukturierung nicht nur von BA- und MA-Studiengängen, sondern auch von Promotionsprogrammen (»Graduate Schools«) systematischer obligatorische Metho-

denmodule und Methodenanteile in den Studiengängen zur Folge hat. Parallel hat sich die qualitative Sozialforschung, die bereits seit den 1970er Jahren eine Renaissance erlebt, allmählich einen Platz in der Methodenausbildung in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen einrichten können. Hier wird die Diskursanalyse mittlerweile auch als Teil des zur Verfügung stehenden Methodenspektrums in der qualitativen Sozialforschung wahrgenommen. Allerdings steht die Diskursanalyse (noch) nicht im Zentrum der qualitativen Sozialforschung, wie dies etwa für die Grounded Theory gilt.⁴ Viele Lehrbücher der qualitativen Sozialforschung handeln Diskursanalyse eher nur »nebenher« ab oder ziehen die Konsequenz aus ihrer oftmals fehlenden Methodologisierung (Diaz-Bone 2006, 2010). Przyborski und Wohlrab-Sahr beispielsweise entscheiden sich daher explizit gegen eine Aufnahme der Diskursanalyse in ihr viel beachtetes Lehrbuch zur qualitativen Sozialforschung.

»Allerdings werden mit dem Label Diskursanalyse derzeit so viele verschiedene Vorgehensweisen belegt, die im Hinblick auf ihr methodisches Prozedere oft nicht besonders gut ausgearbeitet sind, dass eine Behandlung dieser Verfahren unsere Kapazität im Rahmen dieses Lehrbuches überstiegen hätte.« (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009, S. 183)⁵

Paradoxerweise erfreut sich die Diskursanalyse – zumindest dem Namen nach – einer gewissen Beliebtheit (gerade bei Nachwuchsforschenden), obwohl die praktischen Vorgehensweisen, die methodischen Kriterien und die methodologischen Strategien im Grunde gar nicht in den Lehrbüchern (der qualitativen Sozialforschung) in detaillierterer Form vermittelt werden.

Mit der oben benannten Diskursivität sowie mit der Renaissance der qualitativen Sozialforschung geht ein weiterer Aspekt einher, der noch klarer herausgestellt werden muss. In den Sozialwissenschaften werden zwar verschiedene Theorieströmungen und Wissenschaftstheorien vertreten, dennoch ist ein impliziter Positivismus das überwiegende praktische Selbstverständnis von Forschenden. Daran hat sich ein massives Unbehagen formiert, das sich anhand von methodologischen Positionen artikuliert, die die Konstruktivität nicht nur des Sozialen und der Kultur als Theorieperspektive, sondern auch die notwendige Konstruktivität der empirischen Forschung und ihrer Methodologie(n) als (im Grunde zirkuläre) methodologische Perspektive einbringt. Damit ist gemeint, dass es eine Reflexion auf die eigene konstruierende Forschungspraxis gibt und diese nun selbst zum Gegenstand von Forschung und Entwicklung im Feld der Diskursforschung wird. Diese methodologische Reflexivität ist insbesondere durch die wohl einflussreichste Position im Feld der Diskursforschung initiiert worden, nämlich durch die Arbeiten von Michel Foucault. Auch wenn sich nicht alle Ansätze der Diskurs-

4 Mit der Digitalisierung, Datafizierung und Vernetzung des Sozialen und der Kultur ist aber auch damit zu rechnen, dass die Bedeutung quantitativer Formen der Diskursanalyse wie Korpuslinguistik und Textmining-Verfahren an Bedeutung gewinnen werden.

5 Andere beurteilen sie kritisch wie etwa Strübing (2018, Kap. 6.5) oder nennen sie einfach nur wie Lamnek und Krell (2016, S. 41/213).

forschung explizit auf Foucault beziehen, so findet man dennoch bei sehr vielen Ansätzen in diesem Feld eine solche konstruktivistische *methodologische* Position. Und vielleicht sollte man auch zuletzt die Foucaultsche Diskurstheorie selbst als einen wichtigen Einfluss für die Institutionalisierung der Diskursforschung anführen, denn es sind gerade die materialen Studien Foucaults, die ihn nicht nur zu einem der weltweit einflussreichsten Kultur- und Sozialwissenschaftler haben werden lassen, sondern die auch eine geradezu epochal einflussreiche Konzeption von »Diskurs« und »diskursiver Praxis« in viele zeitgenössische Wissenschaften und Wissenschaftsbewegungen eingebracht haben. Man kann formulieren, dass die Diskursforschung ihn zunehmend zum zentralen Repräsentanten »gewählt« hat, auch in Disziplinen wie der Soziologie oder Politikwissenschaft, denen dieser Wissenschaftsforscher, Historiker, Philosoph und Pariser Intellektuelle sich selbst wohl nicht zugerechnet hätte (Kerchner/Schneider 2006; Bublitz 2003; Keller 2011). Für die Diskursforschung als transdisziplinäres Feld ist diese Positionierung der Foucaultschen Diskurstheorie und deren methodologische Position als ein zentraler Bezug heute selbstverständlich. Selbstverständlich ist auch eine paradigmatische Offenheit, die darin besteht, dass Elemente aus den beiden Megaparadigmen Strukturalismus und Pragmatismus in immer wieder anderen Weisen innovativ miteinander rekombiniert werden, wobei gerade die Grundpositionen wie Diskursivität, Konstruktivität und methodologische Reflexivität raffiniert werden, die eben auch die zeitgenössischen Formen von (Neo-)Pragmatismus und (Post-/Neo-)Strukturalismus prägen. Beispiele sind etwa die Arbeiten von Adele Clarke (2012) in den USA, von Francis Chateauraynaud in Frankreich (2011) oder von Tomas Marttila (2010, 2015) in Deutschland.

3 Eine riskante Positionierung?

Dennoch bringen gerade der transdisziplinäre Charakter der Diskursforschung sowie Diskursivität und Konstruktivität Risiken für die Institutionalisierung sowie für die (damit zusammenhängende) wissenschaftspolitische, förderpolitische und karrierepolitische Positionierung von Diskursforschung bzw. von Diskursforschenden ein.

Gerade die Transdisziplinarität bringt die Unsicherheit über den Status und über die Realität von »Diskursen« ein, denn es liegt eine Vielzahl von zunächst sehr diversen Diskurstheorien vor, die Diskurse beispielsweise als Textstrukturen (Diskurslinguistik), als interaktionistische Praxisformen (Konversationsanalyse) oder als überindividuelle Wissensordnungen (Foucault) fassen. Im Feld tritt offen zutage, dass das Konzept von »Diskurs« mitsamt des angenommenen Realitätsstatus und der ontologischen Struktur (für »Diskurse«) schlichtweg theorieabhängig ist. Der Diskursforschung fehlt daher *ein* positiv gegebener empirischer Gegenstand mit *einer* ontologischen Struktur als Begründungsmoment, der anderen Disziplinen (scheinbar) eine Berechtigung und eine Versicherung ihrer Einheit, Zuständigkeit und ihres Selbstverständnisses ermöglicht. Wenn »Diskurs« ein theoretisches Konstrukt ist und wenn die Positionen von »Diskursivität« und »Konstruktivität« im Rahmen einer vorhandenen methodologischen Reflexivität auch als theorieinduziert erkannt werden können, dann ist »Diskurs« kein sicherer und

in einer Empirie gegebener Erkenntnisgegenstand, der Disziplinen begründen, Feldgrenzen identifizierbar machen oder Relevanzen und Forschungsperspektiven mobilisieren könnte. Bleibt also allein der Begriff »Diskurs« als geteiltes Fundament? (Dabei wissen gerade Diskursforschende, dass ein Begriff allein nichts bedeuten und nichts fundieren kann.) Auch wenn es vereinheitlichende Bezüge gibt – z. B. weil es einflussreiche Theorien gibt (wie die Foucaultsche) –, so ist das Feld der Diskursforschung nicht nur durch viele Paradigmen und Theorienpluralismus, sondern auch durch die fehlenden Vermittlungen zwischen den verschiedenen Diskurstheorien gekennzeichnet. Die Diskursforschung verfügt zudem auch nicht über geteilte Methoden und Methodologien. Der Stand der Ausarbeitung kohärenter Theorie-Methoden-Pakete (um eine Formulierung von Adele Clarke zu verwenden), also die praktische Methodologisierung der Diskursforschung ist auch sehr heterogen. Um einige Beispiel anzuführen: In Linguistik und Textwissenschaft finden sich weit ausgearbeitete Methoden und Techniken, die auch dem dortigen Methodenverständnis des Faches entsprechen. In Soziologie und Politikwissenschaften ist das zumeist nicht der Fall. Hier überwiegen zumeist Diskurstheorien als übermächtige Referenz, die dann überführt werden in ein durch die Theorie inspiriertes methodisches Vorgehen und Interpretieren. Dabei werden diskurstheoretische Konzepte häufig mit anderen existierenden Methodologien verbunden (was die Problematik einbringen kann, dass dann Theorie-Methoden-Pakete mit geringer Kohärenz entstehen). Eine Ausnahme stellen rahmenanalytische Vorgehensweisen dar, wie sie in der Bewegungsforschung eingesetzt werden. Das Rahmenkonzept ist für die empirische Sozialforschung gut operationalisierbar, es ist dafür aber mit einer nur wenig elaborierten Diskurstheorie gekoppelt. In der Geschichtswissenschaft ist das Methodenverständnis im Grunde gar nicht sozialwissenschaftlich-empirisch, was einer methodologischen Fundierung der Diskursforschung Grenzen setzt. Das hier skizzierte pluralistische, theoretische und methodologische Selbstverständnis der Diskursforschung und eine damit versuchte mögliche »Fundierung« von Diskursforschung als Feld resultierte derzeit wohl in der Diagnose, dass nur eine schwache Institutionalisierung vorläge.

Das oben angesprochene Potential der Diskursforschung, Diskurstheorie und Diskursanalyse so zu entfalten und aufeinander abstimmen zu können, dass detaillierte, zur Theorie kohärente Methodologien von diskursanalytischer Sozialforschung mit eigenen Kriterien entwickelt und erprobt werden können, ist aus soziologischer Sicht nur in wenigen Fällen angegangen worden – wie im Fall der kritischen Diskursanalyse von Siegfried Jäger (2012). Projekte, wie das »Handbuch Diskursforschung« (Angermüller et al. 2014), in denen vergleichend Diskursanalysen durchgeführt werden, um die methodologischen Probleme, Eigenheiten und Leistungsfähigkeiten sichtbar werden zu lassen, sind ein bedeutsamer Beitrag für die reflexive Methodologie sowie zur Methodologisierung der Diskursforschung.

Betrachtet man die Positionierung von Diskursforschung im Wissenschaftsraum, ist diese im Grunde (auch wissenschaftspolitisch) eher prekär. Auch wenn – wie oben argumentiert – der Begriff »Diskursforschung« sich zu etablieren begonnen hat, sichtbar geworden ist und als orientierender Bezug für Diskursforschende hervortritt, so ist es im Unterschied zu anderen transdisziplinären Wissenschaftsbewegungen noch nicht

gelingen, den Sachverhalt »Diskurs« so in die Wissenschaftslandschaft einzubringen und Diskursforschung so zu entwickeln, dass eine transdisziplinäre Position mit starker »entdisziplinierender«, also herkömmliche Disziplinengrenzen in Frage stellender Ausstrahlungskraft entstanden ist (wie dies derzeit etwa für die Netzwerkforschung gilt). Viele Ansätze in der Diskursforschung sind nationale bzw. auf Sprachräume begrenzte Versionen und erhalten kaum internationale, Sprachraumgrenzen überschreitende Beachtung. Wenn auch Varianten der *Diskursanalyse* in Disziplinen wie der Soziologie Einzug gehalten haben, so kann man nicht davon sprechen, dass die zugehörigen *Diskurstheorien* als anerkannter Bestandteil des umfangreichen soziologischen Theorienbestandes gelten können.⁶

Insgesamt stehen noch Beiträge der Diskursanalyse selbst aus, die ermöglichen könnten, wie man ihren »impact« und ihre »Performativität« (durchaus im Sinne der soziologischen Performativitätstheorie von Michel Callon 1998) beurteilen kann, wie man ihre wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Beiträge zusammentragen und auf ihre Effekte, Einflüsse und auf ihr »Erkenntnis- und Einmischungspotential« – zum Beispiel für soziale Bewegungen oder für die Beratung von NGOs hinsichtlich ihrer Diskursstrategien – hin evaluieren kann. Die Präsenz in Lehr- und Handbüchern oder im Lehrangebot ist anfänglich ein wichtiger Aspekt. Aspekte wie eingeworbene Forschungsgelder für Projekte in diesem Feld, universitäre und außeruniversitäre Berufsperspektiven für Diskursforschende, könnten als weitere mögliche Indikatoren für den impact der Diskursforschung operationalisiert werden.

Aber kann sich eine transdisziplinäre Wissenschaftsbewegung überhaupt institutionalisieren, abgrenzen und etablieren? Sie kann dies anhand ihrer eigenen Institutionen wie Zeitschriften.

4 Strukturen des Feldes – eine Inhaltsanalyse der ZfD

Obwohl sich die Diskursforschung noch nicht als zentraler Bestandteil der traditionellen Disziplinen etablieren konnte und obwohl weder von einem homogenen Stand des Methodenverständnisses, noch von einer einheitlichen Theorie gesprochen werden kann, so kann man dennoch versuchen, die Strukturen dieses transdisziplinären Feldes zu identifizieren. Eine Weise, wie sich das »Feld« präsentiert, sind die kognitiven, paradigmatischen, methodischen und institutionellen Positionen, so wie sie sich in diskurstheoretischen oder diskursanalytischen Publikationen manifestieren.

Das so verstandene Feld der Diskursforschung soll dabei anhand von Artikelbeiträgen der Zeitschrift für Diskursforschung (ZfD) untersucht werden. Um einen deskriptiven Überblick der Inhalte der ZfD zu gewinnen, bietet sich vorzugsweise eine quantitative Inhaltsanalyse an. Diese textanalytische Methode wurde gewählt, weil damit quantitative Muster und strukturelle Zusammenhänge erkennbar werden, die einer qualitativen

6 Dies trotz umfangreicher Entwürfe wie der Wissenssoziologischen Diskursanalyse oder der Entwicklungen von Laclau und Mouffe (2006), siehe dazu auch Glasze (2007).

Analyse so nicht zugänglich sind (vgl. Früh 2015, S. 39). Ein Ziel dieser Untersuchung ist, Aussagen über die Art der Ausrichtung der Beiträge der Zeitschrift für Diskursforschung zu machen. So schreibt Früh:

»Die Inhaltsanalyse ist eine empirische Methode zur systematischen, intersubjektiv nachvollziehbaren Beschreibung inhaltlicher und formaler Merkmale von Mitteilungen.« (Früh 2015, S. 25; Herv.i.Orig.)

Die Definition von Früh verdeutlicht, dass mittels der Inhaltsanalyse systematisch inhaltliche Attribute von Textinhalten ermittelt werden können, welche für verschiedene Betrachter auf gleiche Weise nachvollziehbar sind und Inhaltsanalyse als standardisiertes Verfahren eine hohe Reliabilität beanspruchen kann (vgl. Früh 2015, S. 25).⁷ Obschon dieser Beitrag in der ZfD erscheint und dementsprechend die Diskursanalyse eine naheliegende Forschungsstrategie wäre, ist sie für das vorliegende Untersuchungsinteresse ungeeignet. Teun van Dijk ergründet zum Beispiel die *discourse analysis* als die Untersuchung der Art und Weise, wie wir Sprache (Reden und Schreiben) im gesellschaftlichen Kontext brauchen (vgl. Keller 2011, S. 20). Die Erkenntnisse einer qualitativen Diskursanalyse würden damit die Frage nach einer systematischen deskriptiven Beschreibung von Trends, Problemen und Inhalten der ZfD nicht beantworten können. Zudem wäre eine Vorannahme, dass man eine diskursive Organisation in dem hier herangezogenen Korpus vorfindet, der überhaupt erst berechtigt, von »einem Diskurs« der Diskursforschung ausgehen zu können. Die Inhaltsanalyse kann eben genau das ausklammern: sie interessiert sich für die Häufigkeitsverteilung von vorab definierten Kategorien in einem Korpus, ohne zunächst Bedingungen an die interne semantische Organisation stellen zu müssen.⁸ Im Gegenzug kann eine Inhaltsanalyse Singularitäten und Unschärfen kaum Rechnung tragen, was eben die Stärke qualitativer Analyseformen ist.

4.1 Das Untersuchungskorpus

Anlässlich des fünfjährigen Erscheinens der Zeitschrift für Diskursforschung wurden alle Zeitschriftenartikel der letzten fünf Jahrgänge, inklusive der beiden Beihefte aus den Jahren 2015 und 2018 analysiert. Kodiereinheit sind damit alle Artikelbeiträge der ZfD, welche von den Editoren als »Themenbeiträge« behandelt wurden. Dazu gehören auch Inhalte von Textbestandteilen, wie Abstracts, Keywords und Adressen der AutorInnen. Nicht kodiert wurden Editoriale und Reviews der Zeitschrift für Diskursforschung. Aufgrund des Erkenntnisinteresses, einen deskriptiven Überblick der Inhalte zu gewinnen, wurde eine Vollerhebung der ZfD durchgeführt. Diese enthält insgesamt 80 Beiträge, welche im Zeitraum zwischen 2013 und 2018 in der ZfD publiziert wurden. Dreimal

7 Was allerdings noch nicht bedeutet, dass auch eine hohe Validität damit einhergehen muss.

8 Eine Kookkurrenzanalyse wäre ein Schritt in die Richtung, die Textorganisation analytisch besser zu fassen (Merten 1995).

jährlich erscheint die Zeitschrift, inklusive eines unregelmäßig erscheinenden thematischen Beiheftes.⁹

4.2 Kategoriensystem

Zu Beginn dieser Untersuchung stand das Erkenntnisinteresse: Wie manifestiert sich das Feld der Diskursforschung in der ZfD hinsichtlich der oben skizzierten Problematisierungen? Wie hält es die Diskursforschung und die ZfD mit der Methodologie und der Empirie? Welches sind Hauptbezüge und auch Hauptautoren für die Diskurstheorie in den Artikeln? Wenn empirisch gearbeitet wurde, dann war es von Interesse zu sehen, ob eher qualitative, quantitative Methoden oder ein Mixed-Methods Design zum Zuge kamen. Ausgehend von diesem Erkenntnisinteresse wurde ein erstes Kategoriensystem entwickelt. Nach einer Probekodierung der ersten 3 Jahrgänge der ZfD resultierte ein kleines, kompaktes Kategoriensystem.

4.3 Auswertung

Einige der wichtigen Befunde sollen hier anhand tabellarischer Darstellungen vorgestellt und diskutiert werden. Die Art und Weise, wie sich relevante Aspekte wie (der Status der) Methodologisierung und Interdisziplinarität im Feld manifestieren, kann anhand der Analyse von mehreren einzelnen Dimensionen zu beantworten versucht werden.

Herkunft der Beitragenden nach Disziplinen

Die Frage der Interdisziplinarität kann man anhand der Verteilung der angegebenen fachlichen Zuordnung der Autorinnen und Autoren beurteilen. Die Beitragenden der Artikel in der Zeitschrift für Diskursforschung weisen eine Vielfalt an disziplinärer Herkunft auf und man kann dies als Indiz für die Interdisziplinarität der Zeitschrift ansehen. Ausgangsannahme bei der Einteilung der Disziplinen war, dass einige prominent zur Diskursforschung beitragen, wie Linguistik, Literaturwissenschaft, Soziologie oder Geschichtswissenschaft, die dann als eigene Kategorie aufgenommen wurden. Am häufigsten, publizieren Soziologinnen und Soziologen in der ZfD (mit 36 Prozent), gefolgt von sonstigen Sozialwissenschaften mit fast 20 Prozent sowie der Linguistik mit 17 Prozent Anteil an den Beiträgen.

9 Dabei kann sich die Leserschaft gemäß der Homepage der ZfD eines »interdisziplinären Forums für discourse studies« bedienen, welches sowohl »[...] theoretische, methodologisch-methodische, wie auch empirische Beiträge aus den Sozialwissenschaften und angrenzenden Disziplinen« offeriert. Beiträge werden sowohl in deutscher wie auch englischer Sprache publiziert (O. A. 2018, o. S., siehe <https://www.philso.uni-augsburg.de/de/lehrstuehle/soziologie/sozio6/ZfD/>).

Wertelabels	Häufigkeiten	Prozentuierte Häufigkeiten
Nicht ausgewiesen	7	8,75
Geschichtswissenschaften	2	2,50
Literaturwissenschaften	1	1,25
Soziologie	24	30,00
Politikwissenschaften	8	10,00
Linguistik	11	13,75
Sonstige Sozialwissenschaften	13	16,25
Nicht zuzuordnen	14	17,50
Gesamt	80	100,00

Tabelle 1: Disziplinen der Beitragenden

Die Mehrheit der Artikel (58 von 80) sind in Alleinunterschrift verfasst. Bei den Artikeln mit mehreren Beitragenden (22 von 80) sind bei mehr als drei Viertel der Artikel alle Beitragenden aus demselben Fach. Somit zeigt sich, dass auf der Ebene der AutorInnenenschaft die Interdisziplinarität (noch) kaum eingelöst ist, wenn darunter eine disziplinenübergreifende Zusammenarbeit bei Publikationen verstanden wird.

Beitragscharakter

Die Frage, wie die Methodologisierung zu identifizieren und der Stand der Methodologisierung für die ZfD zu beurteilen ist, kann inhaltsanalytisch anhand des *überwiegenden* Charakters eines Artikels festgemacht werden, um dann im nächsten Schritt die Verteilung über alle untersuchten Jahrgänge hinweg zu betrachten.

Der Charakter von Artikeln wurde als »empirisch« kategorisiert, wenn der Artikel über eine Analyse berichtet und eine Datenbasis sowie eine Analysemethode ausweist. Artikel wurden als »theoretisch-konzeptionell« kategorisiert, wenn ein Beitrag zu Konzepten und Verständnissen von Diskurs, Diskursivität und Diskurstheorie vorliegt. Artikel, die die methodologischen, epistemologischen und wissenschaftstheoretischen Grundlagen und Grundprobleme verhandeln, wurden als »methodologisch« kategorisiert. Wenn ein Artikel nicht zweifelsfrei einer der drei eingeführten Kategorien zuzuordnen war, wurde er als »Sonstige« kategorisiert.¹⁰

10 In einigen Fällen definierten Autoren oder Autorinnen ihren Beitrag als Mischform (vgl. z.B. Manderscheid 2014, S. 5; van Dyk 2013, S. 46). Auch solche Beiträge wurden der Kategorie »sonstige« zugeordnet.

Am häufigsten ist als Beitragscharakter der Artikel »empirisch« vorhanden (31 Prozent). Von den 25 Artikeln in dieser Kategorie sind 21 qualitativ, 3 quantitativ und 1 Artikel verwendet einen Methoden-Mix. 28 Prozent der Artikel weisen einen theoretisch-konzeptionellen Charakter auf. 25 Prozent der Beiträge sind methodologischer Art. Auffallend ist, dass bei 16 Prozent der Beitragscharakter nicht klar einer Kategorie zuzuordnen ist.

Wertelabels	Häufigkeiten	Prozentuierte Häufigkeiten
Empirisch	25	31,25
Theoretisch-konzeptuell	22	27,50
Methodologisch	20	25,00
Sonstige	13	16,25
Gesamt	80	100,00

Tabelle 2: Beitragscharakter

Zieht man die Problematisierung des Standes der Methodologisierung heran, die klar als eine methodologisch-normative Position beurteilt werden muss, so erscheint der Befund, dass einige Artikel schon hinsichtlich ihres Charakters gar nicht klar identifizierbar sind, als problematisch. Ebenfalls auffällig ist, dass für einen Bereich, der sich wesentlich auch der qualitativen *Sozialforschung* zurechnet, der Anteil der empirischen Artikel nicht deutlich höher ausfällt. Eine naheliegende Vermutung ist, dass im Feld der Diskursforschung ein Bedarf an fundierten Beiträgen besteht, der eher auf Prozesse der anfänglichen Institutionalisierung, epistemologischen Fundierung und noch erfolgenden Klärung des Status der Diskursforschung hinweist.

Betrachtet man, wie sich über die herangezogenen Jahrgänge der ZfD die Häufigkeiten der hier unterschiedenen Kategorien der Charakter verteilen, so fällt auf, dass es keinen auszumachenden Trend gibt. Der Anteil der empirischen Artikel nimmt nicht über die Zeit zu, der Anteil der methodologischen und theoretisch-konzeptionellen Beiträge erweist sich als resilient.

Heft (Jahr und Ausgabe)	methodologisch	theoretisch / konzeptionell	empirisch	sonstige	Gesamt
2013_1	1	1	2	1	5
2013_2	2	0	2	0	4
2013_3	2	1	1	0	4
2014_1	1	1	1	1	4
2014_2	2	1	1	0	4
2014_3	1	3	0	0	4
2015_1	1	1	1	1	4
2015_2	1	0	2	1	4
2015_3	0	1	1	2	4
2015_Beiheft1	3	3	2	0	8
2016_1	0	1	2	1	4
2016_2	1	0	3	0	4
2016_3	0	3	1	2	6
2017_1	2	2	0	1	5
2017_2	0	2	2	0	4
2017_3	2	0	0	3	5
2018_Beiheft2	1	2	4	0	7
Gesamt	20	22	25	13	80

Tabelle 3: Heft und Beitragscharakter

Der hier untersuchte Zeitraum ist insgesamt noch sehr kurz, die ZfD ist eine noch junge Zeitschrift. Von daher wäre ein klarer Trend eigentlich auch nicht zu erwarten. Es scheinen sich aber dennoch nicht einmal Tendenzen abzuzeichnen. Wie kann man diese Situation deuten? Offensichtlich sind mehrere Deutungsvorschläge denkbar.

(1) Man kann einmal vermuten, dass eine methodologische Entwicklung (im Sinne einer Methodologisierung) noch nicht eingesetzt hat, zum Beispiel aufgrund der Situation, komplexe Diskurstheorien nicht so einfach operationalisieren zu können oder aufgrund einer entschiedenen Opposition, Diskursforschung als Feld aufzufassen, in dem die Ausarbeitung, Explizierung und Systematisierung von methodischen Praktiken anzugehen ist.

(2) Man kann die Datenlage aber auch als Form von »Arbeitsteilung« im Feld deuten oder als Form der Felddifferenzierung, die sich als dauerhaftere Struktur institutionalisiert. Von Arbeitsteilung kann die Rede sein, wenn beispielsweise methodologische Beiträge Beachtung für empirische Beiträge aufbringen und erstere letztere auswerten und

reflektieren. Von Felddifferenzierung kann in anderer Form die Rede sein, wenn die verschiedenen Kategorien sich eben nicht wechselseitig stützen und inspirieren, sondern eine Koexistenz verschiedener Wissenschaftskulturen (eher empirisch versus eher theoretisch) etablieren. Bemerkenswert ist an diesen eigentlich entgegengesetzten Deutungen, dass sie beide mit einer Stabilisierung der Struktur der Anteile der Artikel (nach Charakter) einhergehen.¹¹

Hauptbezug

Sicher können Schwierigkeiten der Methodologisierung oder die Koexistenz verschiedener Wissenschaftskulturen auch auf eine multiparadigmatische Verfassung der Diskursforschung zurückgeführt werden. Und selbst die Foucaultsche Diskurstheorie sowie Foucaults Ausführungen zur Methodologie lassen sich sowohl als Position für eine Methodologisierung entwickeln als auch als eine Fundierung gegen die (Möglichkeit einer) Methodologisierung heranziehen. Es ist nicht trivial, Kategorien einzuteilen, die das Feld der Diskursforschung einfach (das heißt auch valide, robust) widerspiegeln. Hier sind daher schlichtweg einige der auch im Feld als kognitive Bezüge verwendeten Kategorien herangezogen worden.

Wertelabels	Häufigkeiten	Prozentuierte Häufigkeiten
Foucault	15	18,75
Kritische Diskursanalyse	2	2,50
WDA	14	17,50
Soziolinguistik	2	2,50
Linguistik	10	12,50
Sonstige Hauptbezüge	7	8,75
Nicht entscheidbar	16	20,00
Trifft nicht zu	14	17,50
Gesamt	80	100,00

Tabelle 4: Hauptbezug

Bei 50 Artikeln war ein Hauptbezug erkennbar.¹² Die Ergebnisse zeigen für diese deutlich: Der direkte Bezug auf die Arbeiten Foucaults gilt noch immer als wichtigster Hauptbezug in der Diskursforschung und ist mit fast 19% der Artikel der am häufigsten vor-

11 Die Strukturformen korrespondieren mit der segmentären und der funktionalen Differenzierung, wie sie Emile Durkheim (1977) unterschieden hat.

12 Das heißt eben auch, dass viele Artikel nicht eindeutig einem Ansatz als Hauptbezug zugeordnet werden können (fast 29%).

kommende Hauptbezug. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse folgt mit fast 18%, während die kritische Diskursanalyse wie auch die Soziolinguistische Diskursanalyse mit fast 3% deutlich seltener als Hauptbezüge dienen. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) und die kritische Diskursanalyse (krit. DA) bauen durchaus auch auf den Arbeiten Foucaults auf. Insgesamt scheint hiermit doch eine Ausgangssituation für eine auf der Foucaultschen Theorie basierende Methodologisierung vorhanden zu sein. Wie ändert sich das Bild, wenn man die Hauptbezüge auf die hier unterschiedenen Disziplinen bezieht? Die folgende Kreuztabelle zeigt, wie sich die Kombinationen (Hauptbezug und Disziplinen) verteilen.

Allerdings ist bei den 43 Fällen, die für beide Variablen (noch) vorliegen mit keiner guten Abbildung im Sinne einer guten »Auflösung« zu rechnen; wenige Fälle verteilen sich auf eine große Zahl von Zellen. Dennoch scheint die Soziologie hier einen besonderen Einfluss auf die Positionierung der Arbeiten Foucaults (Foucaultsche Diskursanalyse und Wissenssoziologische Diskursanalyse) auszuüben.

	Linguistik	Politik-wiss.	Soziologie	Literatur-wiss.	sonst. Sozialwiss.	nicht aus-gewiesen	Gesamt
Foucault	3	2	5	0	2	3	15
krit. DA	0	0	1	0	1	0	2
WDA	0	1	5	0	2	1	9
Sozioling.	1	0	0	0	1	0	2
Linguistik	6	1	0	1	2	0	10
sonstige	1	1	2	0	1	0	5
Gesamt	11	5	13	1	9	4	43

Tabelle 5: Hauptbezug und Disziplinen

Die hier vorgelegte Inhaltsanalyse ist als ein erster Aufriss zu verstehen, der weitere und vertiefende Studien anregen kann. Das Korpus müsste im Grunde erweitert werden und es ist evident, dass eine quantitative Inhaltsanalyse ein detaillierteres Kategoriensystem entwickeln müsste, um tiefer in die Artikel selbst analytisch einzudringen.

5 Fazit und Ausblick

Die Diskursforschung ist hier insbesondere mit ihrem Potential charakterisiert worden, eine sowohl konstruktivistische als auch empirische *Diskursforschung* begründen zu können. Zugleich ist deutlich geworden, dass man eine Problematisierung einführen kann um die (normative-methodologische) Position und den Stand einer Methodologisierung von Diskursforschung. Die Inhaltsanalyse hat zumindest einige Grundstrukturen identifizieren können, die darauf hindeuten, dass die in der ZfD publizierte Diskurs-

forschung zwar interdisziplinär ist, aber dass sie eben nicht einfach durch einen dominierenden Anteil an empirischen Beiträgen gekennzeichnet ist und dass Diskursforschung als (überwiegend) qualitative Sozialforschung eine spezifische Struktur aufweist.

Nicht klar beantwortet werden kann die Frage, wie man anhand der Anteile der Artikel nach überwiegendem Charakter (empirisch/methodologisch/theoretisch) auf den Zustand der Methodologisierung schließen kann. Und ein Zeitraum von fünf Jahren erscheint dafür vielleicht auch zu kurz. Eine praktische Empfehlung kann sein, dass Rubriken eingerichtet werden, die als Ort für Artikel fungieren, um eben den Stand von methodologischen Strategien, Standards und auch Normen systematisch(er) bearbeiten zu können.

Die Relevanz der Problematisierung des Standes der Methodologisierung ergibt sich in einem Ausblick auch deshalb, wenn man nach dem »Impact« von Diskursforschung fragt. Darunter kann man die Perspektive verstehen, welche Erklärungsleistungen, gesellschaftlich einflussreiche Analysen, insgesamt welchen gestaltenden Einfluss sie ausüben kann, gerade auch über Sozialforschung hinaus. Ein Argument kann sein, dass die Methodologisierung einen Impact steigern helfen kann, indem so die Einsetzbarkeit, aber insbesondere auch die Reflexion und Bewertbarkeit von Diskursforschung gesteigert wird. Damit scheinen auch Nachvollziehbarkeit, Repräsentation von Diskursforschung und Ausbildung für diese besser möglich. Und überhaupt ist die Frage, was der so gedachte Impact der Diskursforschung in den Sozialwissenschaften aber auch in der außerwissenschaftlichen Praxis (Beratung, Medienpolitik, soziale Bewegungen) bislang ist.

Literatur

- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. 2 Bände. Bielefeld: transcript.
- Allolio-Näcke, L. (2010): *Diskursanalyse – Bestandsaufnahme und interessierte Anfragen aus einer dichten Foucault-Lektüre [69 Absätze]*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 11(3), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1003261> (Abruf 18.6.2018).
- Bourdieu, P. (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bublitz, H. (2003): *Diskurs*. Bielefeld: transcript.
- Callon, M. (1998): *Introduction: The embeddedness of economic markets in economics*. In: Callon, M. (Hrsg.): *The laws of the markets*. Oxford: Blackwell, S. 1–57.
- Chateauraynaud, F. (2011): *Argumenter dans un champ des forces. Essai de balistique sociologue*. Paris: Editions Petra.
- Clarke, A. (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden: VS.
- Diaz-Bone, R. (2006): *Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse [48 Absätze]*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 7(1). www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/71/145 (Abruf 2.6.2018).
- Diaz-Bone, R. (2010): *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Durkheim, E. (1977): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fairclough, N. (2002): *Discourse and social change*. Cambridge: Polity Press.

- Foucault, M. (1973): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Früh, W. (2015): *Inhaltsanalyse: Theorie und Praxis*. Konstanz: UVK.
- Glasze, G. (2007): Vorschläge zur Operationalisierung der Diskurstheorie von Laclau und Mouffe in einer Triangulation von lexikometrischen und interpretativen Methoden. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 8(2), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702143> (Abruf 15.6.2018).
- Hak, T./Helsloot, N. (Hrsg.) (1995): *Michel Pêcheux. Automatic discourse analysis*. Amsterdam: Rodopi.
- Jäger, S. (2012): *Kritische Diskursanalyse*. 6. Auflage. Münster: Unrast.
- Keller, R. (2008): *Michel Foucault*. Konstanz: UVK.
- Keller, R. (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2008): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis*. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2011): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. 3., erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Kerchner, B./Schneider, S. (Hrsg.) (2006): *Foucault: Diskursanalyse der Politik: eine Einführung*. Wiesbaden: VS.
- Laclau, E./Mouffe, C. (2006): *Hegemonie und radikale Demokratie*. Wien: Passagen.
- Lamnek, S./Krell, C. (2016): *Qualitative Sozialforschung: mit Online-Material*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Link, J. (2013): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Manderscheid, K. (2014): *Formierung und Wandel hegemonialer Mobilitätsdispositive: Automobile Subjekte und urbane Nomaden*. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 2(1), S. 5–31.
- Marttila, T. (2010): *Constrained constructivism in post-structural discourse analysis*. In: *Sociologia Internationalis* 48(1), S. 91–112.
- Marttila, T. (2015): *Post-foundational discourse analysis: A suggestion for a research program* [58 paragraphs]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 16(3), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs150319> (Abruf 15.6.2018).
- Merten, K. (1995): *Inhaltsanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Pêcheux, M. (1969): *Analyse automatique du discours*. Paris: Dunod.
- Pêcheux, M. (1982): *Language, semantics and ideology. Stating the obvious*. London: MacMillan.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2009): *Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Schrage, D. (2013): *Die Einheit der Diskursforschung und der Streit um den Methodenausweis – ein Kartierungsversuch*. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1(3), S. 246–263.
- Seyfert, R. (2018): *Foucault-Rezeption in der deutschsprachigen Soziologie*. In: Moebius, S./Ploder, A. (Hrsg.) *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden S. 637–661.
- Strübing, J. (2018): *Qualitative Sozialforschung: eine komprimierte Einführung für Studierende*. München: Oldenbourg Verlag.
- van Dijk, T. A. (1980): *Macrostructures. An interdisciplinary study of global structures in discourse, interaction, and cognition*. Hillsdale: Lawrence.
- van Dijk, T. A. (2008): *Discourse and context: A socio-cognitive approach*. Cambridge: Cambridge University Press
- van Dijk, T. A. (2009): *Society and discourse: How social contexts influence text and talk*. Cambridge: Cambridge University Press
- van Dijk, T. A. (Hrsg.) (1985): *Handbook of discourse analysis*. 4 Bände. London: Academic Press.
- van Dijk, T. A. (Hrsg.) (1997): *Discourse studies – A multidisciplinary introduction*. 2 Bände. Thousand Oakes: Sage.
- van Dijk, T. A. (Hrsg.) (2007): *Discourse studies*. 5 Bände. Thousand Oakes: Sage.

- van Dyk, S. (2013): Was die Welt zusammenhält. Das Dispositiv als Assoziation und performative Handlungsmacht. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1(1), S. 44-66.
- Wodak, R. (1996): Disorders of discourse. Harlow: Addison Wesley.
- Wodak, R./Meyer, M. (2015): Methods of critical discourse analysis. London: Sage.
- Wodak, R./Kargl, M./de Cillia, R./Reisigl, M./Liebhart, K./Hofstätter, K. (1998): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Anschriften:

Rainer Diaz-Bone
Universität Luzern
Soziologisches Seminar
Frohburgstrasse 3
6002 Luzern
Schweiz
Email: rainer.diazbone@unilu.ch

Jennifer Widmer
Universität Luzern
Soziologisches Seminar
Frohburgstrasse 3
6002 Luzern
Schweiz
Email: jennifer.widmer@unilu.ch

Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist /
Wolf Schünemann

Moderation: Willy Viehöver

Interdisziplinäre Diskursforschung?

Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen, Chancen und
Sackgassen der Interdisziplinarität

Willy Viehöver

Die zweite Gesprächsrunde des heutigen Symposiums widmet sich dem Thema »Interdisziplinäre Diskursforschung« und versieht den Sachzusammenhang mit einem Fragezeichen. Gegenstand der folgenden Diskussion sollen die Erträge, Chancen aber auch die möglichen Sackgassen der Interdisziplinarität sein. Es bleibt mir, bevor wir mit den Eingangsstatements beginnen, kurz darauf hinzuweisen, dass Inka Bormann (Berlin) leider erkrankt ist und also heute nicht dabei sein kann. Sie lässt sich vielmals entschuldigen.

Ich darf sodann kurz die Diskutanten vorstellen. *Ekkehard Felder* ist seit 2005 Professor für Germanistische Linguistik mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwartsprache an der Universität Heidelberg am Germanistischen Seminar. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen, um hier nur einige zu nennen, Linguistische Diskursanalyse (LDA): Sprache als Indikator für Identität, Mentalität und Authentizität, Varietäten- und Soziolinguistik: systemlinguistische und sozio-pragmatische Sprachanalyse, Politische Sprachanalyse, linguistische Sprachkritik, Rhetorik und Argumentationsanalyse, Fachkommunikation: Recht, Medizin, Wirtschaft und Bio-/Gentechnologie-Debatte (auch unter Vermittlungsaspekten) sowie Semantik und Pragmatik.

Stefan Lindl ist als Historiker seit November 2012 Akademischer Rat auf Lebenszeit an der Universität Augsburg. Er befasst sich u.a. mit den Themen der Authentizitätsforschung / Historische Authentizität, material cultures, environmental humanities, Kunst – Bild – Medientheorien, Architekturgeschichte/-theorie. Seine Habilitationsschrift befasste sich mit den »Architekturen des Authentischen. Methodisch-theoretische Grundlagen und Fallstudien zur Authentisierung des Historischen in Architektur und Denkmalschutz«.

Felicitas Macgilchrist ist Professorin für Medienforschung mit dem Schwerpunkt Bildungsmedien an der Georg-August-Universität-Göttingen und Abteilungsleiterin am Georg-Eckert-Institut – Leibniz Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind u.a. Digitale Bildung: Sozio-politische Implikationen von digitalen Bildungsmedien wie Lernsoftware, Cloud-Lösungen und E-Schulbüchern sowie Medialität und Medienaneignung in der Schule. Sie arbeitet vor allem mit Medien- und Diskurstheorien und Ethnographie.

Wolf Jürgen Schünemann ist Politikwissenschaftler und Professor an der Universität Hildesheim am Institut für Sozialwissenschaften. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen u.a. Diskursforschung, Internationale Beziehungen, Europäische Integration, internationale Regulierung des Internets sowie Cybersicherheit. Seine Juniorprofessur für Politikwissenschaft hat, dies wäre hier in diesem Zusammenhang herauszustellen, den Schwerpunkt Politik und Internet.

Ich möchte Sie an dieser Stelle nicht länger mit Vorbemerkungen aufhalten, sondern Sie bitten mit Ihren Eingangsstatements zu beginnen. Wer macht den ersten Aufschlag?

Wolf Schünemann

Guten Tag auch von meiner Seite. Ich bin Politikwissenschaftler. Meine Disziplin ist also eine kompilatorische Wissenschaft, in dem Sinne, dass sie in der Regel Forschungsmethoden anwendet, die in anderen sozialwissenschaftlichen Kontexten entwickelt worden sind. Insofern sind interdisziplinäre Kooperationen bei der Umsetzung empirischer Forschungsvorhaben für mich sehr naheliegend. Gerade für die von mir angewendeten unterschiedlichen Verfahren der Diskursforschung gilt, dass ich sie mir außerhalb interdisziplinärer Arbeitskontexte kaum vorstellen kann.

Dennoch sind die Fragen, inwieweit interdisziplinäre Forschung vor allem Chancen und Erträge bietet oder auch Probleme bereitet, vielleicht sogar in Sackgassen führen könnte, aus der Perspektive der unterschiedlichen Rollen zu bewerten, die ich – insbesondere als Nachwuchswissenschaftler – in besonderer Weise zu spielen habe, deren Rollexerwartungen ich genügen muss.

Da ist zum einen die Rolle als Forscher. Hier fällt meine Bilanz durchweg positiv aus. Ich habe in der Vergangenheit in verschiedenen Projekten mit SoziologInnen, SprachwissenschaftlerInnen, PsychologInnen, InformatikerInnen, ComputerlinguistInnen zusammengearbeitet und diese verschiedenen Kooperationen im Großen und Ganzen sehr genossen, immer etwas gelernt, nicht zuletzt über den Gegenstand der Untersuchung, so dass die interdisziplinäre Kooperation dem Forschungsinteresse in der Regel also sehr dienlich war. Natürlich gibt es hin und wieder Übersetzungsschwierigkeiten, gerade etwa in der Kooperation mit InformatikerInnen, deren Anwendungs- und Lösungsorientierung den problemorientierten Sozialwissenschaftler hin und wieder befremdet. Es ist dann einfach wichtig, sich auf diese pragmatische Haltung einzulassen, sie eventuell sogar im beiderseitigen Interesse nutzbar zu machen, oder aber – und das gehört aus meiner Sicht auch dazu – die Kooperation zu lassen, wenn es keinen Sinn hat. Dennoch, alles in allem, kann ich aus der persönlichen Erfahrung heraus interdisziplinäre Forschung, insbesondere die interdisziplinäre Diskursforschung, sehr unterstützen. Ich empfinde das breite Netzwerk, das etwa die Zeitschrift für Diskursforschung neben anderen Augsburger Aktivitäten abbildet, in diesem Sinne als große Bereicherung.

Dann ist da zum Zweiten die Rolle als Autor oder Wissenschaftler unter Publikationsdruck. In diesem Zusammenhang stehe ich mit den beteiligten KollegInnen natürlich hin und wieder vor der Herausforderung, wo man die produzierten Ergebnisse und Überlegungen denn am besten unterbringen könnte. Nicht alle Zeitschriften sind interdisziplinär in ähnlicher Weise zugänglich wie die ZfD und haben ein entsprechendes Publikum.

So steht häufig die Sichtbarkeit einer Veröffentlichung in der je eigenen Community mit dem Ziel einer möglichst für alle Beteiligten brauchbaren Option in einer gewissen Spannung. Diese scheint heute angesichts der Proliferation nur entfernt disziplinär ausgerichteter Journals und der vielfältigen Möglichkeiten des Online-Zugangs weniger problematisch.

Nicht zu vergessen natürlich die Rolle als Antragsteller. In dieser Rolle kann man durchaus enttäuscht werden, etwa wenn man auf eine Ausschreibung, die explizit Interdisziplinarität fordert, entsprechend reagiert, dann aber eine Rückmeldung erhält, die erkennen lässt, dass offenbar sehr disziplinäre Standards bei der Bewertung angelegt worden sind. Diese Erfahrung haben vermutlich schon viele von uns gemacht. Sie hängt natürlich mit den durchaus disziplinär ausgebildeten Bewertungsstandards wissenschaftlicher Projektvorhaben zusammen. Hier ist Interdisziplinarität jedenfalls nicht immer von uneingeschränktem Vorteil.

Zuletzt ergibt sich die Notwendigkeit zur Orientierung an der eigenen Disziplin für mich als Nachwuchswissenschaftler natürlich auch mit Blick auf die Karriere in der Wissenschaft, denn viele Stellenausschreibungen haben eine klare disziplinäre Verortung und verlangen gerade in Zeiten einer Hyperspezialisierung auf enge Fachgebiete innerhalb der eigenen Disziplin eher nach Scheuklappen denn nach Weitblick.

Obwohl dem so ist, die interdisziplinäre Forschung also auch Probleme bereiten kann, betrachte ich sie doch keineswegs als Sackgasse. Umgekehrt ergibt eine Diskursforschung gewissermaßen ohne ein offenes Ohr für die anderen Disziplinen aus meiner Sicht keinen Sinn, sondern führt gradewege in die Sackgasse.

Felicitas Macgilchrist

Für mich ist die Diskursforschung ein konstitutiv interdisziplinäres Feld. Wenn wir von gesellschaftlichen Phänomenen oder Problematisierungen ausgehen, dessen Konstitution wir in den Blick nehmen, verknüpfen fast alle diskursanalytischen Studien Elemente aus verschiedenen Disziplinen, z.B. die Linguistik, Soziologie, politische Theorie oder Anthropologie. Drei Aspekte der Interdisziplinarität finde ich besonders wichtig.

Erstens, was ist überhaupt eine »Disziplin«? Wenn es um »Interdisziplinarität« geht, dann müsste erst die Frage der »Disziplinen« – die sich in dem »Inter-« treffen sollen – gestellt werden. Ich persönlich bin nicht sicher, ob ich jemals »disziplinär« (diszipliniert) geforscht habe. Ich studierte Psychologie in Großbritannien: Studierende belegen Seminare in Neuropsychologie, Entwicklungspsychologie, Sozialpsychologie (in Edinburgh war das stark gesprächsanalytisch geprägt). Diese Bereiche haben radikal unterschiedliche Methoden, Methodologien, Validitätskriterien, Epistemologien und vielleicht sogar Ontologien. Wenn wir einzelne Disziplinen betrachten, die als Gesamtes erscheinen, scheinen die Unterschiede innerhalb der Disziplin größer zu sein als die Unterschiede zwischen einer Teildisziplin und weiteren benachbarten Teildisziplinen. Es bedarf viel Abgrenzungs- und Kohärenzarbeit, damit eine Disziplin als Disziplin hervorgebracht wird.

Durch die diskursive Psychologie kam ich zur Diskursanalyse in der Linguistik und in der Bildungsforschung; promovierte in Kulturwissenschaften zu einem Thema der Jour-

nalismusforschung, habilitierte in Erziehungswissenschaft. Wo war der rote Faden? Durch die Diskursforschung, welche die Stränge der Teilaspekte der verschiedenen Disziplinen verknüpft, um bestimmte Forschungsfragen stellen zu können.

Zweitens, bekommen heute nicht gerade die als interdisziplinär markierten Projekte eine besondere Relevanz? Wenn es um eine Problematisierung bzw. Gegenstandskonstitution geht – und nicht nur bei Horizon 2020 –, dann scheint die disziplinäre Verortung weniger zentral zu sein als der theoretische Rahmen, das Thema oder die gesellschaftsrelevante Frage. Als wir *Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch* mit einem Team von über 40 Diskursforschenden aus fast allen relevanten Disziplinen geschrieben haben, waren die Diskussionen beim kollaborativen Schreiben sehr lebendig und dynamisch. Gerade die Vielfalt der Perspektiven war besonders produktiv. Fast keine schlichte (disziplinäre) Definition (von »Diskurs« oder weiteren Begriffen) wurde nicht problematisiert, diskutiert und weiterentwickelt.

Wenn ich mich heute mit der Frage beschäftige, wie die zunehmende Datafizierung unser Leben und vor allem das Schulleben prägt, dann benötige ich Erkenntnisse aus der Bildungsforschung, aber auch aus der Informatik, Software Studies, Critical Data Studies und Kulturtheorie. Ich muss die Algorithmisierung verstehen, machine learning, künstliche Intelligenz, aber auch, wie sich eine Kultur der Digitalität oder eine postdigitale Gesellschaft entfaltet. Die Diskursforschung brauche ich bei diesen Projekten, um die machtanalytische Dimension nicht aus den Augen zu verlieren. Viele Fragen, denen wir heutzutage nachgehen, scheinen durchgehend interdisziplinäre Herangehensweisen zu benötigen.

Drittens, Strukturen, Kulturen oder Praktiken. Ohne zu sehr in nationalen Logiken zu verfallen, frage ich mich, ob eine feste Verankerung und Tradierung der Disziplinen in Deutschland wegen der institutionalisierten (machtdurchdrungenen) Strukturen besonders ausgeprägt ist. Mit dem prekär beschäftigten Mittelbau und den in spezifischen Disziplinen verankerten Lehrstühlen sowie der starken Communities (DGS, DGfE, usw.), in denen natürlich sehr anregende und weiterführende theoriegenerierende Diskussionen stattfinden, wird der Fokus frühzeitig in einer wissenschaftlichen Laufbahn auf eine *Disziplin* statt auf eine *interdisziplinäre Problem- (oder Lösungs-)orientierung* gelegt. Diese materiellen Praktiken wirken territorialisierend statt deterritorialisierend oder grenzüberschreitend. Eine offene Frage für mich ist noch, inwieweit die außeruniversitären Forschungseinrichtungen (wie die Max-Planck-Gesellschaft, die Leibniz-Gemeinschaft usw.) die Disziplinlogik aufbrechen oder zumindest aktuell eine trans-/interdisziplinäre Logik prominenter machen.

Ekkehard Felder

(...)¹ Eine entscheidende Frage ist, welche Akteure welche Diskurswissensformationen dominant setzen, wie sie sich streuen, in welchen Textsorten sie prominent sind. Und von daher scheint mir auch dieser Zuschnitt ein ganz zentraler Punkt zu sein – also zu

1 Da es zu Beginn der Diskussion einige technische Probleme gab, fehlt an dieser Stelle leider eine Passage. Wir bitten die Podiumsgäste sowie die LeserInnen der ZfD vielmals um Entschuldigung.

schauen, wo liegt eigentlich der Wettbewerb in der Deutungshoheit oder in der Durchsetzung von Wissensformationen.

Vielleicht als letztes noch eine Anmerkung zu der ersten Diskussion hier, zu Diskursen: Ich glaube, es gibt einen Aspekt, den wir alle uns schon auch fragen lassen müssen: Es gibt ein relativ neues Phänomen, auf welches wir reagieren müssen, und das ist umschrieben mit den Worten »postfaktisch« oder »alternative Facts«. Und was macht es aus? Es ist eigentlich das Phänomen, dass in diesen Diskursen Leute sich auf ihr Bauchgefühl berufen und sagen: »Ich hab dieses Gefühl – und was da an Rationalität hinzukommt, das interessiert mich nicht. Und ihr alle, die ihr alle ein Bauchgefühl habt: Kommt zu mir«. Und dann sind wir eigentlich am Ende unseres Lateins. Wir als Rationalisten sind völlig überfordert mit einem Bekenntnis zum Gefühl, zum Nicht-Rationalen, und darauf sollten wir als Diskursinteressierte auf alle Fälle reagieren, weil uns plötzlich der Teppich unter dem Boden weggezogen wird. Es geht nicht mehr um Kriterien, Kategorisierung, Begriffsbildung oder dergleichen, sondern jemand beruft sich auf sein Gefühl und findet ganz viele Anhänger und macht das noch zum Programm gegen – sag ich mal zugespitzt – gegen uns, deren Geschäft im Rationalisieren liegt. So viel als Einstieg.

Stefan Lindl

Aus der Perspektive des Historikers an einer Bundesdeutschen Universität sind die interdisziplinären Perspektiven der Diskursforschung nicht besonders ergiebig. Peter Kraus hat in seinem Blick auf die Beiträge der ZfD bemerkt, die Geschichtswissenschaft sei kaum vertreten. Ein bemerkenswerter Befund ist das allemal. Die Geschichtswissenschaft trägt nichts zur Diskursforschung bei oder anders gesagt, die Diskursforschung kann keine Erkenntnisse in der Geschichtswissenschaft bewirken. Wenn das auch nicht für den deutschsprachigen Raum in der Schweiz und in Österreich gilt, so entspricht der Befund von Peter Kraus in gewisser Weise doch dem Zustand der Diskursforschung in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik Deutschland. Sicherlich ist es nicht so, dass eine Generalisierung statthaft wäre: Geschichtswissenschaft betreibt keine Diskursforschung, kann und möchte ich nicht behaupten. Die Bundesdeutsche Geschichtswissenschaft – und sie meine ich, wenn ich von »der Geschichtswissenschaft« hier spreche – hielt sich in ihrer Mehrzahl gerne fern von der Diskursforschung. Diskursforschung und ihr dominantes Zeichen »Michel Foucault« seien zu historisieren, hieß es in einer Veranstaltung, die ich zum 30. Todestag Michel Foucaults organisiert hatte. Foucault sei nicht methodisch anzuwenden, sondern sei längst selbst ein Gegenstand der Geschichtsforschung, der Wissensgeschichte geworden. Seine Diskursanalyse rangiere auf der Ebene der Scholastik – längst vergangen, längst empirisches Material und nicht Empirie. Herr Kühschelm meinte, die Phase der Diskursforschung in der Geschichtswissenschaft sei vorüber. Ich halte dagegen: Die Phase der Diskursforschung hat in der Geschichtswissenschaft noch gar nicht begonnen. Zu verstörend waren die Werke und Erkenntnisse Michel Foucaults, zu dominierend und anerkannt war Hans-Ulrich Wehler in Deutschland, der Michel Foucault verbal ausgrenzte und seinen Ansatz als unwissenschaftlich mit nicht immer lauterem argumentativen und rhetorischen Mitteln abtat. Gerade deswe-

gen ist es sehr erhellend, die Ansätze von Foucault und Wehler auf Gemeinsamkeiten zu untersuchen (Lindl 2002; 2004). Hans-Ulrich Wehlers Einfluss auf sein Fach war und ist zumindest in Bezug auf Foucault nicht zu unterschätzen. Deswegen also meine These: Diskursforschung ist in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft noch überhaupt nicht angekommen, um einen erkenntnistheoretischen Beitrag für die Forschung zu leisten. Natürlich wird auch historische Diskursforschung betrieben, aber dass sie sich zu einem weiten, eigenständigen, sogar florierenden Forschungsfeld aufgetan hätte, ist mir nicht bekannt. Im Hinblick auf Ausschreibungen von Lehrstühlen und Professuren ist dies definitiv nicht gegeben. Es gibt keine Professur für historische Diskursforschung an bundesrepublikanischen Hochschulen. Diskursforschung scheint mir sogar hinderlich zu sein, um berufen zu werden. Auch Projekte historischer Diskursforschung, die durch Drittmittel finanziert werden, sind in der Geschichtswissenschaft deutlich unterrepräsentiert. Historikerinnen oder Historiker ereilt gewöhnlich großes Unbehagen, wenn jemand ein heuristisches Design vorstellt, das explizit mit dem Label Diskursforschung bezeichnet wird. Unter anderer Flagge darf das präsentierte Projekt segeln, aber nicht unter dem Jolly Roger »Diskursforschung«. So findet man Umschreibungen wie »textorientiertes Verfahren« für Diskursforschung. Dieses Unbehagen der Historikerinnen und Historiker hat seinen Ursprung in einem minimalen Unterschied, der in den spezifischen Schwerpunktsetzungen der Geschichtswissenschaft und der Diskursforschung zu finden ist. Peter Kraus schlug in seinem Vortrag vor, man müsse die Geschichtswissenschaft besser einbinden. Ich bin überzeugt davon, dass das in absehbarer Zeit kaum möglich sein wird, weil die grundlegende Annahme der geschichtswissenschaftlichen Weltdeutung keine konstruktivistische ist. Ich spreche hier immer von der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft. In ihr herrscht der Naturalismus vor. Er ist der tragende Grundton, der immer in der Fachtradition mitschwingt. Es gibt immer ein Außen, es gibt immer eine Wirklichkeit, die eben nicht konstruiert ist, die Historikerinnen und Historiker rekonstruieren können. Sie sprechen in der Tat von der Rekonstruktion der Vergangenheit. Das bedeutet, dass es sich zwar um eine Konstruktion handelt, eine Re-Konstruktion, die aber unbedingt ein Zu-Rekonstruierendes benötigt. Dieses Zu-Rekonstruierende ist etwas, das außerhalb des Diskurses steht. Historikerinnen und Historiker rekonstruieren also durch den Diskurs hindurch etwas, das hinter dem Diskurs verborgen liegt, und entdeckt werden muss. Das ist die Forschungsaufgabe der Geschichtswissenschaft. Ihr Forschungsgegenstand ist das Eigentliche, das eigentlich Vergangene, nicht das über das Vergangene Geschriebene.

Mit Foucault gesprochen, suchen Historikerinnen und Historiker den Diskurs als Dokument heim und eben nicht als Monument, das man beschreiben kann oder beschreiben könnte. Die Geschichtswissenschaft will immer hindurch, hindurch durch den Text, zu einer außen naturalistisch konstituierten Wirklichkeit, die ihre Vertreterinnen und Vertreter Vergangenheit nennen. Deswegen ist mit Historikern und Historikerinnen bis auf weiteres Diskursforschung schwer möglich. Von interdisziplinärer Diskursforschung mit der Geschichtswissenschaft kann also gar keine Rede sein. Geschichtswissenschaft und Diskursforschung verstehen sich schlicht und ergreifend aufgrund verschiedener Weltkonstitutionen nicht.

Die heute noch gelehrteten traditionellen Inhalte legen diese Weltkonstitution in jeder Studierendengeneration neu an. Deutlich wird das am empirischen Material, das verwendet wird. Es werden Primär- und Sekundärquellen unterschieden. Sie gehören beide zur Primärliteratur. Geschichtswissenschaftliche Abhandlungen, die diese Quellen empirisch nutzen, werden als Sekundärliteratur bezeichnet. Primärquellen, sind Quellen, die besonders nah an der naturalistischen Vergangenheit sind. Sekundärquellen sind Quellen, die sich auf die primären beziehen und somit weiter von der Vergangenheit entfernt sind. Sekundärliteratur, also die eigentliche historische Forschungsarbeit, hat auf den ersten Blick gar nichts mehr mit der Vergangenheit zu tun. Sie nutzt und schreibt über Primär- und Sekundärquellen. Aber in der Sekundärliteratur entsteht etwas, das über die Primär- und Sekundärquellen hinausweist: Sie rekonstruiert die naturalistische Vergangenheit, weil die Kenntnis von Quellen einen besseren Blick zulässt, als dies Zeitgenossen, welche die Primärquellen produziert haben, möglich war. Historische Diskursforschung muss diese traditionelle Hierarchisierung der Textsorten in ihrer relationalen Ausrichtung auf eine naturalistisch gedachte Vergangenheit aufgeben. Primärquellen, Sekundärquellen und Sekundärliteratur ergäben dann einen konstituierenden Diskurs eines historischen Ereignisses. Das wäre meines Erachtens die Lösung, so betreibe ich historische Diskursforschung selbst. Die sprachliche Konstitution eines historischen Ereignisses formiert sich in und durch alle Texte, die in einer inhaltlichen Relation zueinander stehen. Ich sehe aufgrund der Fachtradition der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft zeitlich absehbar kaum Gelegenheiten, mit ihr interdisziplinäre Diskursforschung zu betreiben. Die Geschichtswissenschaft müsste sich erst einmal heuristisch und erkenntnistheoretisch positionieren. Das hat sie im Prinzip seit Johann Gustav Droysen, der preußische Geschichtstheoretiker des 19. Jahrhunderts, nicht mehr grundlegend in Angriff genommen. Es war und ist eine theorieferne Wissenschaft, die vor allem in Narrativen forscht und lehrt. Historikerinnen und Historiker konstituieren und rekonstruieren einsam Vergangenheit in ihren Köpfen. Es ist die Imagination einer Quasi-Materialität.

Doch abgesehen von dieser pessimistischen Analyse sehe ich auch Chancen. Sie liegen in der Erschließung neuer empirischer Grundlagen. Irgendwann wird das, was auf öffentlichen digitalen Medien wie Twitter veröffentlicht wird, Datengrundlage für eine andere Geschichtsschreibung sein. Die agierenden Individuen verschwinden dort hinter Text, sie lassen sich nicht greifen, nur ihre Texte wirken – und wie sie wirken zeigen die Ereignisse wie die Wahl oder die Politik Donald Trumps oder die rassistischen und fremdenfeindlichen Texte, die einen neuen ungekannten Rechtsextremismus konstituieren. Es wird gerade ein noch nicht gekanntes Quellenkorpus produziert, das zukünftig auch für eine neue Geschichtswissenschaft interessant sein wird (Lindl 2015). Gerade weil in diesem Korpus die agierenden Menschen fehlen, alles nur Text ist, wird sich die Geschichtswissenschaft einen Theorie- und Methodenraum öffnen müssen, dem sie sich bislang verweigert. Was sollte dieser Raum anderes liefern als Diskursforschung? Nicht mehr die Frage »Was war?« wird für die Geschichtswissenschaft von Interesse sein, sondern die Frage »Wie wurde gedacht, was war?«. Mit diesem Schritt vollzöge sich der Eintritt in die Diskursforschung. Das empirische Material machte sie wohl zu einer Notwen-

digkeit. Bislang aber gehen wir Historikerinnen und Historiker in Archive und das tun wir mit Masken, Gasmasken, weil Keime und Sporen manchmal gesundheitsgefährdend sind. Die Materialität der authentischen Quelle, Urkunde oder Akt, spielt immer eine Rolle. Mit den Gasmasken übertreibe ich, aber im Internet sind sie nicht notwendig. Dieses neu entstehende Quellenkorpus braucht keine Regalmeter, verbreitet keine gefährlichen Sporen, aber es benötigt Server und Methoden der Signifikantenquantifizierung und -analyse. Die Geschichtswissenschaft wird unter anderem mit künstlicher Intelligenz an dieses Big Data-Korpus herantreten. Es wird dabei um die gesellschaftliche Konstitution von Tatsachen gehen und nicht mehr um die Tatsache hinter der gesellschaftlichen Konstitution. Interdisziplinarität wird in einer ganz anderen Form möglich. Aber nicht nur das Internet und seine Publikationsformen wird dazu führen. Auch wird eine neue Ideen- und Wissensgeschichte möglich werden, wenn die bereits digitalisierten Bücherschätze der Jahrhunderte vollständig in Textformaten vorliegen. Auch dann wird sich eine neu historische Forschung daran versuchen, die sich gleichfalls nicht der Diskursforschung entziehen kann.

Eine weitere wichtige Herausforderung sehe ich in der Materialität. Wir stehen vor großen Zukunftsaufgaben und die liegen vor allem in der Verteilung von Ressourcen. Ressourcen möchte ich hier im weitesten Sinn verstanden wissen. Sie können aus kultureller Produktion stammen, Bestandteile der Luft oder Bodenschätze sein. Aber wie gehen wir mit Materie um, die wir doch immer versprachlichen müssen, um sie zu beforschen. Es gibt natürlich Konzepte, die dieses Problem lösen. Ich möchte nur auf Jacques Derrida hinweisen, der die Materie als Teil unseres Zeichensystems verstand und im Spiel der Signifikanten einen Zugang zur Materie konstituierte. Das bedeutet, dass die Materie verwoben ist mit dem Diskurs. Es gibt keine besonderen hierarchischen Unterschiede. Materie existiert erst, wenn sie Teil eines Diskurses ist und wird wiederum durch den Diskurs materiell gestaltet, materiell transformiert, materiell produziert. Es geht im Umgang mit Materie immer um Produktion. Das heißt, der Diskurs erzeugt Aufmerksamkeit, damit Materie überhaupt erkannt werden kann, schreibt ihr etwas durch Sprechakte zu, aber der Diskurs produziert auch materiell Materie. Wir führen beispielsweise einen Architekturdiskurs über ein öffentliches Gebäude und dann kommt aus diesem Diskurs doch tatsächlich irgendwann auch ein Bauwerk in der materiellen Welt heraus. Wir müssen entscheiden, wie das Bauwerk aussehen soll, wir müssen es verteidigen, wie es geplant ist. Produktion benötigt Entscheidungen, das macht die Politik. Jede Entscheidung für einen Umgang mit Materie muss gerechtfertigt werden. Die Produktion ist also der Dreh- und Angelpunkt, an dem der Diskurs und sein materielles Außerhalb manifest werden. Die Produktion, also der gesamte Umgang mit Materie zum Zweck ihrer Gestaltung, benötigt immer Rechtfertigung (Lindl 2017). Wie diese Rechtfertigungen sich konstituieren, welche Simulationen von Zukünften dafür notwendig sind, würde ein interdisziplinäres Feld der Diskursforschung eröffnen können. Materieforschung könnte unter dem Aspekt der Rechtfertigungsordnungen historisch, soziologisch, geographisch etc. geführt werden. Auch hier könnte eine historische Diskursforschung dienlich Beiträge liefern. Aber auch hier gilt: Die Geschichtswissenschaft, die hier reüssieren möchte, muss ihren naturalistischen Blick auf die Welt aufgeben.

Willy Viehöver

Na gut, ich würde vielleicht noch mal kurz rekapitulieren, vielleicht können Sie danach nochmal dazu kommentieren. Was mir so aufgefallen ist, dass jetzt zwei oder drei unterschiedliche Perspektiven in Bezug auf Interdisziplinarität benannt worden sind. Herr Schünemann hat eigentlich so begonnen, dass er gesagt hat, wer als Politikwissenschaftler Interesse an Diskursforschung hat, für den ist es im Grunde eine fachspezifische Notwendigkeit, über die Grenzen des Fachs hinauszugehen. Herr Felder hat das indirekt dann noch mal spezifiziert, indem er sagte, das Unternehmen Interdisziplinarität ist auf der einen Seite inspirierend, aber andererseits eben auch frustrierend. Und ich habe Sie so verstanden, dass Sie sagen, das kann nur dann gelingen, wenn es... ja, es setzt eigentlich notwendig ein eigenes Interesse voraus und halt eben vielleicht dann ein Manko an Wissen, das mich dazu zwingt, mit anderen zu kooperieren. Es kann dann gelingen oder eben auch nicht.

Eine ganz andere Perspektive hatte ich bei Ihren Statements, Frau Macgilchrist, so verstanden, dass Sie gesagt haben, das Problem mit der Interdisziplinarität hat sich für Sie eben aus der eigenen Erfahrung gar nicht so sehr gestellt. Die Frage ist: Was ist das eigentlich? Ist das nicht von Haus aus dann schon eine transdisziplinäre Forschung, weil die Fachgrenzen durch Ihre akademische Sozialisation in Großbritannien dann gar nicht die Möglichkeit gegeben hat, unidisziplinär zu denken, sondern es war dann von Anfang an so, dass Sie im Grunde in mehreren Disziplinen zuhause waren oder eben die Disziplin so schillernd gewesen ist, dass sich das Problem nicht wirklich stellte. Das war dann die Erfahrung eher in Deutschland gewesen.

Die dritte Perspektive, bin ich mir jetzt nicht ganz sicher, weil es dann eine widersprüchliche Diagnose diesbezüglich gegeben hat, was die Geschichtswissenschaften anbetrifft. Da stelle sich einerseits die Frage, ob die Sachlage da so ist, dass die Diskursforschung oder die Foucaultsche Perspektive, die ja historisierende Perspektiven vorschlagen, ob sie inzwischen schon ad acta gelegt werden. Oder, sie wie Sie es andererseits dargestellt haben, die Diskursperspektive eigentlich noch gar nicht angekommen ist, oder? So klang es in gewissem Maße. Vielleicht machen wir noch mal eine Runde. Oder, wenn es direkt schon Fragen aus dem Publikum gibt, können wir die Runde auch eröffnen, mit der Frage, wie Sie das wahrgenommen haben.

Rainer Diaz-Bone

Also ich würde gerne anschließen an den Impuls, den Felicitas Macgilchrist gegeben hat, weil sie diese Disziplinen infrage stellt und sie an Gegenständen und Beschäftigungen, das eigentlich öffnet, das Disziplinenkonzept. Und ich finde eigentlich noch weitergehend, dass die Thematik der Interdisziplinarität eigentlich falsch ist. Die ist deshalb falsch, weil wir uns eigentlich täuschen, wenn wir von Disziplinen ausgehen und danach fragen, wie die miteinander kooperieren können. Und sie ist insbesondere deshalb dann auch im Feld der Diskursforschung falsch, weil man sich dann die Frage stellen muss, was ist das »epistemologische Unterfutter« dafür, dass es überhaupt nicht nur die Disziplinen gibt, sondern auch diese disziplinenübergreifenden Kooperationen. Es gibt ein Vorher, das bereits vorher da ist – ich will jetzt nicht von Epistemen sprechen. Aber es gibt völlig

klar im Feld der Diskursforschung die Megaparadigmen Strukturalismus und Pragmatismus, die es mir möglich machen, auch mit Kulturwissenschaftlern Diskursforschung zu machen. Ich hätte natürlich viele Gegenstandsprobleme, weil die andere Gegenstände haben, aber die Gegenstände sind nicht das, was die Kooperationsmöglichkeit ausmacht. Sondern es ist diese paradigmatische Tiefenstruktur, so dass man strukturalistische, pragmatistische Denkweisen als wissenschaftliche Großkulturen hat. Und das ist mit diesen beiden Großparadigmen im Grunde am Ende auch die Ablösung von der Philosophie gewesen seit Mitte des 20. Jahrhunderts. Selbst wenn Kant und Hume sozusagen die »Urväter« sind, ist es nun aber nicht mehr die Philosophie, die die »Urmutter« und die die große Plattform ist, sondern es sind schon sozialwissenschaftliche Ablösungen und das, würde ich sagen, geht dem eigentlich vor. Deswegen kann ich mit Sprachwissenschaftlern, auch Politikwissenschaftlern reden. Mir scheint, dass ist einfach eine falsche Perspektive, bei Disziplinen zu starten, zu fragen nach, »was geht danach?«. Insofern glaube ich, dass in der Diskursforschung virulent ist, dass man sich mit diesen beiden Strömungen beschäftigen muss und es ist nicht zufällig, dass man mit Strukturalismus und Poststrukturalismus sieht, was in Frankreich damals an Transdisziplinarität noch möglich war. Man sieht das auch daran, wie in Frankreich Forschung gemacht wird; die Forschenden kooperieren in Laboratoires, was man überhaupt in Deutschland nicht versteht. An verschiedenen Instituten sind Forschende aus ganz verschiedenen Disziplinen in einem Laboratoire integriert – und der Staat fördert eben das.

Ekkehard Felder

Darf man da direkt darauf antworten? Aber Strukturalismus und Pragmatismus als zwei Riesen-Paradigmen sind ja so abstrakte Einheiten, die eigentlich nicht erklärungs-mächtig genug sind. Die werden ja immer auf bestimmte Wissensformationen angewendet und erhalten dadurch eine spezifische Ausformung. Das ist der erste Widerspruch. Und der zweite ist die Frage: Wie findet hier die Sozialisation, die Wissenschaftssozialisation statt? Die findet in Fächern statt. Das kann man natürlich als falsch bezeichnen, aber das ist ja erst mal ein ganz starkes Faktum, was man grundlegend berücksichtigen muss. Und von dieser Plattform ausgehend kann man natürlich weiterdenken, aber das kann man nicht von jetzt auf gleich auflösen. Aber das erste scheint mir das wichtigere Argument zu sein. Ihre zu abstrakten Paradigmen sind ohne die spezifischen Wissensgegenstände, die wir gegenwärtig Disziplinen nennen, nicht denkbar.

Felicitas Macgilchrist

Zwei Kommentare dazu. Erstens stimme ich absolut einer Unterscheidung zwischen einer »einfachen«, interdisziplinären Arbeit, d.h. wenn man innerepistemologisch oder innerontologisch arbeitet, und einer »schwierigen« Interdisziplinarität, wenn man interepistemologisch oder interontologisch arbeitet, zu. Aber das zweite Argument, dass wir »in Fächern sozialisiert« werden, weckt die Frage, wo in Fächern sozialisiert wird? In Deutschland wird vor allem in Fächern sozialisiert, obwohl es zunehmend hier auch interdisziplinäre Studiengänge gibt, wie Europastudien oder Kulturwissenschaften. Aber ist es weltweit genauso ausgeprägt? In Großbritannien wird weniger in Fächern soziali-

siert, da es auch vielfältige interdisziplinär ausgerichtete Studiengänge gibt, die eine problemorientierte Fokussierung sozialisieren. Das gilt nicht für alle Studiengänge und nicht für alle Bereiche, aber häufiger als es in Deutschland der Fall ist.

Reiner Keller

Angelika Pofertl von der TU Dortmund und ich selbst hatten vor einigen Jahren ein Forschungsprojekt zur qualitativen Sozialforschung in Deutschland und Frankreich. Viele, die in Frankreich in sogenannten »Laboratoires« arbeiten, haben uns erzählt, dass sie sich einmal im Jahr treffen; ansonsten haben sie halt einen gemeinsamen Briefkasten, das Arbeiten dort ist häufig ein höchst individualisiertes Performen. Mit der Ausnahme ganz weniger, die stärker integriert sind durch eine Disziplin, durch einen Meisterdenker, durch Pierre Bourdieu zum Beispiel. Dann gehen die da tatsächlich hin und arbeiten zusammen. Die anderen nutzen das als ein Etikett, als eine Postadresse. Also ich wäre da nicht so zuversichtlich, vielleicht ist da auch eine Verzerrung bei uns in der Soziologie gewesen. Ich wollte – so verstehe ich Ekkehard Felder – auch ein starkes Plädoyer für die Disziplinen halten an diesem Punkt. Also wenn wir über Interdisziplinarität sprechen, und darüber, wer was von wo einbringen könnte, dann kann man darüber nur dann reden, wenn wir die Disziplinen als starke Einheiten im Hintergrund haben. Sonst haben wir nämlich Studies hier und Studies da, die vor sich hin untersuchen, irgendetwas machen, die keine Theorien entwickeln, weil sie ganz unterschiedlich sind; die keine Methodendiskussionen führen können, weil die Disability Studies nicht mit den Family Studies reden können, und so weiter. Also ich glaube, Disziplinen sind ganz wichtig und das ist vielleicht – also die haben viele Pathologien, die will ich deswegen nicht schönreden, aber ich denke für die Diskursforschung ist gerade das Interesse des Austauschs in der unterschiedlichen disziplinären Verortung begründet. Es wurde vorhin auf das Wissenschaftszentrum Umwelt verwiesen, wo wir tagen, wir haben auch den Empfang draußen gleich. Das ist ja genau der Versuch, Möglichkeiten zum interdisziplinären Gespräch zu schaffen. Aber das ist doch nur deswegen fruchtbar, weil wir unterschiedliche Hintergründe haben. Wo haben wir die her? Weil wir über Disziplinen sozialisiert sind, wir haben das und das und das studiert, aber nicht jenes. Wo kommt das denn her? Also dieses das und das und das? Und ich finde das wichtig. Das heißt nicht – ich würde Rainer Diaz-Bone da in vielem zustimmen – zu sagen, da gäbe es nichts Verbindendes. Natürlich gibt es Großparadigmen oder Großtheorien oder Geistesentwicklungen, die finden sich an unterschiedlichen Stellen. Ich kann mit vielen Kolleginnen und Kollegen aus der Kulturwissenschaft viel besser reden als mit den Kollegen, die Modellsimulationen in der Soziologie machen, und die verstehen sich besser mit denen, die Modellsimulationen woanders machen. Das ist davon unbenommen, dass es immer diese Kontaktpunkte gibt. Dennoch habe ich den Eindruck, und das ist vielleicht auch manchmal ein Unbehagen mit der Fächerkultur im angloamerikanischen Raum, weil man eigentlich nicht weiß, was haben die jemals gelesen... Da ist jemand, der ist Soziologe oder die ist Soziologin, und man denkt, die haben eigentlich nie Weber gelesen, ja? Worüber reden wir eigentlich? Wieso stehen die Texte in *Theory, Culture & Society* (Anmerkung: Englischsprachiges kultur- und sozialtheoretisch orientiertes Journal) in dieser Form, oder im *British*

Journal for Sociology, wie ist der Denkraum? Das ist sehr stimulierend, interessant, es hat viele positive Aspekte, aber das hat auch diesen Aspekt der ewigen Wiedererfindung des Gleichen, weil es nicht eine Kanonisierung, eine Tradition gibt, die weitergegeben werden kann. Deswegen – ich will das gar nicht gegeneinander ausspielen – aber ich finde, man braucht starke, bewusste Disziplinen, nicht um Claims abzustecken, sondern um gewissermaßen eine Kompetenzschulung zu haben. Einen guten Schullehrer, der sich in Geschichte wirklich auskennt und nicht was Diffuses studiert hat und dann am Ende sagt, ja hier ist ein Schulbuch, da gucken wir mal rein und dann google ich mal schnell vorher oder gucke, was Wikipedia schreibt. Dann denke ich ist das, was – und das wollte ich auch nochmal betonen – diese Idee, diese Begegnungsräume, so wie bei »Sprache und Wissen« in Heidelberg, was Ekkehard Felder mit seinen Kolleginnen und Kollegen schon seit vielen Jahren organisiert, da ist erst mal nur dieser Kontakt und der Austausch. Aber es ist nicht die Idee, jetzt gibt es hier Geld und da muss ein gemeinsamer Förderantrag entwickelt werden und dann muss am Ende ein interdisziplinärer Antragsprozess stehen. Das ist gewissermaßen wie aufoktroziert, das funktioniert glaub ich aus verschiedenen Gründen nicht, sondern durch eigenes Forschungsinteresse und dann findet man die Punkte, wo man sich begegnet. So habe ich Wolf Schünemann verstanden, mit den Informatikern an dem Punkt, wo es ein Interesse gibt. So habe ich Frau Macgilchrist auch verstanden: was die Praxis angeht, da wo es ein Interesse gibt, bspw. über Informatik zu sprechen, da muss man in diesen Kontakt gehen. Das finde ich sehr wichtig. Aber für mich setzt sich..., ich kann mir das nicht ohne Disziplinen denken. Ich wüsste nicht, wie das in 20 Jahren funktionieren soll, wenn sich die Disziplinen auflösen an so einem Punkt. Oder vielleicht funktioniert das in den USA so, aber die American Sociological Association dort ist eine ganz klare disziplinäre Gesellschaft, ja? Und die, die sich dort dazwischen treffen, also transdisziplinäre Studies machen, die – ich weiß nicht – also die tun sich schwer, dort sichtbar zu wirken.

Alexander Ziem

Auch ich möchte gerne kurz auf den Begriff der Disziplin eingehen und auf das daraus resultierende Problem der Interdisziplinarität sowie die Frage, was wir darunter überhaupt verstehen. Ich würde dir, Reiner, völlig zustimmen, ich glaube, das Problem fängt da an, wo man die Disziplin selbst nicht historisiert. In der Disziplin findet die methodische und methodologische Ausbildung statt, diese orientiert sich meistens am Gegenstand. Wenn sich eine Disziplin neu formiert, ist dies oft ein Reflex darauf, dass sich ein neuer Gegenstand herausbildet bzw. herausgebildet hat; dann findet in dieser noch nicht als Disziplin wahrgenommenen Einheit gewissermaßen eine Kanonisierung statt, die letztlich dazu beiträgt, dass mit einem gewissen Abstand eine neue Disziplin entsteht und als solche wahrgenommen wird.

Ich glaube nicht, dass der Kontrast so groß wird, wie du ihn gerade versucht hast zu machen, Felicitas. Man nehme als Beispiel die *Cognitive Sciences* in den USA. Gebildet hat sich diese neue Disziplin aus dem Zusammenschluss von verschiedenen wissenschaftlichen Fachrichtungen, die auf den ersten Blick aufgrund ihres jeweils eigenen disziplinären Verständnisses weit voneinander entfernt zu sein scheinen, so zum Beispiel

die Sprachwissenschaft, die Neurowissenschaft und Psychologie. Wie konnten diese zusammenfinden und eine neue Einheit bilden? Die Antwort lautet: Weil sich ein neuer Gegenstandsbereich formiert hat, den zu erforschen neue Erfordernisse mit sich bringt. Es gab das Bedürfnis nach einer Triangulierung von verschiedenen Blickweisen, die den neuen Erfordernissen gerecht werden kann. Diejenigen, die vorher ihrem Selbstverständnis nach Linguisten waren, haben schon vor der Entstehung der *Cognitive Sciences* mit kognitionswissenschaftlichen Methoden gearbeitet, und diejenigen, die vorher Psychologen waren, haben ebenso vorher schon mit Sprachdaten gearbeitet. Aber erst innerhalb der neu entstandenen Disziplin fand eine gemeinsame Methodologisierung statt, dergestalt, dass Vertreter der verschiedenen Disziplinen in ein gemeinsames Korsett gezwängt wurden, das das jeweilige Selbstverständnis der verschiedenen Fachbereiche innerhalb der neuen Disziplin »normalisiert«, also miteinander »kompatibel« gemacht hat. Wenn man diesen Prozess in seiner historischen Genese betrachtet, ist man versucht, eine Disziplin immer als einen Reflex auf eine neue Gegenstandsbestimmung zu betrachten. Interdisziplinarität ist somit streng genommen ein Ding der Unmöglichkeit, weil diese per definitionem standortungebunden ist. Ich glaube, worüber wir bislang hauptsächlich gesprochen haben, ist *Transdisziplinarität*, also das wissenschaftliche Bemühen, von einer Disziplin im gerade historisch verstandenen Sinne mit Leuten aus anderen Disziplinen zusammenzuarbeiten, und zwar in dem von dir, Ekkehard, dargestelltem Sinne unter Wahrung der eigenen Fachinteressen, die dann freilich mit anderen Interessen abgeglichen werden müssen. Ich glaube, dass demgegenüber Interdisziplinarität streng genommen standortungebunden ist, also gleichsam über den Disziplinen steht. Deshalb ist Interdisziplinarität immer ein Wagnis; aus der Sicht einer Fachdisziplin kann sie gar zur Bedrohung werden. Ich weiß nicht, ob Interdisziplinarität von allen Beiträgern so verstanden wurde, aber zumindest dann, wenn man Transdisziplinarität und Interdisziplinarität einander gegenüberstellt, halte ich Interdisziplinarität in dem skizzierten radikalen Sinne für ein schwieriges Konzept, weil es sich von dem gemeinsamen Gegenstandsbereich, den die Disziplin ausmacht, loskoppeln müsste.

Willy Viehöver

Es sind noch zwei Meldungen, aber ich dachte, dass ich Sie vielleicht erst einmal reagieren lassen.

Felicitas Macgilchrist

Danke, ich würde mit zwei Argumenten reagieren wollen. Zum einen: Wenn man über Großbritannien oder die USA spricht, ist es immer auch sehr wichtig, die extreme Leistungsorientierung und »REF« [Research Excellence Framework] und so weiter im Blick zu behalten und nicht unkritisch zu betrachten. Das sind hochproblematische hochschulpolitische Entwicklungen. Aber »Denkraum« in der Theoriebildung ist, finde ich, ein wunderbarer Begriff, um die Unterschiede zu fassen. Manche Denkräume sind disziplinär oder subdisziplinär, manche Denkräume sind transdisziplinär, manche sind interdisziplinär; so im Sinne einer klassischen »imagined Community«. Wie bei einer Nation ist es manchmal auch hilfreich, dass die Disziplin eine »imagined Community« ist, und

manchmal problematisch. Beispielsweise habe ich vor vier, fünf Wochen einen spannenden Vortrag von einem sehr etablierten Soziologen gehört, der sich mit Materialität auseinandersetzte. Er hat vertieftes Wissen über den soziologischen Kanon eingebracht (Elias, Weber, Parsons, Luhmann, Giddens, Bourdieu, alle vorhanden). Sein Plädoyer für eine neue Theorie der Materialität zog allerdings die Arbeiten von Haraway, Bennett oder Barad gar nicht mit ein. Der Blick zu dem soziologischen Kanon und der Tradition hat gerade zu dem Problem geführt, dass Reiner Keller als Resultat der fehlenden Kanonisierung beschrieben hat: Die »ewige Wiedererfindung der Gleichen«. Man braucht die anderen Disziplinen, die an ähnlichen Thematiken arbeiten, auch wenn man mit deren Ansatz nicht einverstanden ist.

Reiner Keller

Ja genau, man braucht die Anderen. Also da will ich nur ganz kurz... ich weiß nicht, wen Sie da gehört haben, aber natürlich werden Donna Haraway oder Karen Barad in anderen soziologischen Zusammenhängen schon lange rezipiert, unterschiedlich lange und gerade – ich selber habe darüber geschrieben und setz mich damit auseinander und zwar gerade deswegen, weil ich den Lösungen nicht folge, die dort für die aufgeworfenen Probleme angeboten werden. Ich nehme das als Anregung, aber versuche im Grunde innerhalb meiner Disziplin zu sagen, wie kann ich eigentlich mit diesen Problemen da umgehen? Und was heißt es für die Disziplin? Und nicht einfach zu sagen was häufig passiert, gerade in der feministischen Diskussion, ich nehme ein Konzept von Karen Barad, nehme das rüber und macht jetzt irgendeine Forschung, nenne das Diffraktion, und keiner weiß, was eigentlich damit passiert, ja? Also, um zu sagen, was wäre denn die Übersetzungsleistung? Wie schliesse ich das an an das, was in der Disziplin dazu auch schon gearbeitet ist vielleicht, nur ohne den Begriff? Und dafür braucht man dieses Andere. Ich finde diesen Blick wichtig auf dieses Andere und die Affekttheorien usw., da würde ich völlig übereinstimmen. Aber ich würde dann sagen, da brauchts die Disziplinen, um das zu bearbeiten. Wenn das jemand ganz immanent denkt, dann ist es eines dieser Probleme von Disziplinen.

Wolf Schünemann

Ja ich würde gern noch einen anderen Punkt ansprechen, in Anlehnung an das, was Herr Lindl als Bedarf in den Geschichtswissenschaften herausgestellt hat. Ich denke, wir erreichen einen hohen Grad an Transdisziplinarität in dem aktuellen gemeinsamen Begehren nach Daten und nach großen Datenbeständen. Ich sehe dabei verschiedene Herausforderungen für alle Disziplinen, die ich ansprechen will. Zum einen sind dies Herausforderungen, die aus dem datengetriebenen Wissenschaftsbetrieb heraus artikuliert werden und sich teils geradezu als Ablösung klassischer theoriegeleiteter Forschung und wissenschaftlicher Methodik inszenieren (s. etwa Wired-Chefredakteur Anderson, zit. nach Sowa 2017). Ich schätze diese Herausforderung nicht als gravierend oder gar existenziell gefährdend ein. Da sie aber etwas aus den Bereichen der Data Science, Computational Social Science, vielleicht auch den Digital Humanities mitunter gegenüber den »alten« Disziplinen formuliert wird, sollten wir darauf reagieren können. Dieses gemeinsame

Begehren nach Daten freut vielleicht zunächst zum Beispiel Marcus Müller, der weiß, wie man große Datenbestände analysiert, aber ich denke, er weiß sofort auch, dass da immer noch andere sind, die noch größere Datenspeicher haben und auch andere, vielleicht noch ausgefeiltere Verfahren, um sie zu analysieren. In diesem Zuge wird konkret behauptet, dass durch einen rein kumulationsbasierten, dezidiert theoriearmen bis theorie-negierenden Ansatz Ergebnisse hervorgebracht und die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung verbessert und »evidenzbasiert« hervorgebracht werden können. Ich denke, mit dieser Herausforderung müssen wir uns beschäftigen, insbesondere dadurch, dass wir uns kritisch-reflexiv mit den eingesetzten Verfahren auseinandersetzen. Wir sollten und dürfen als WissenschaftlerInnen die informationelle Unmündigkeit in Zeiten digitaler Tools, die wir allenthalben wahrnehmen, nicht auf höherer Abstraktionsebene replizieren. Wenn wir nicht wissen, was die Algorithmen machen, die wir einsetzen, wenn wir auch in unseren nicht primär technisch geprägten wissenschaftlichen Umfeldern gar nicht verständlich und intersubjektiv nachvollziehbar machen können, was diese Tools eigentlich tun, sollten wir sie nicht einsetzen.

Auch müssen wir uns gerade im Kontrast zu den puren Datensammlern natürlich die Frage stellen: Was wollen wir eigentlich mit den ganzen Daten? Ich denke, das gilt auch für die Historiker, die die Zweckbestimmung womöglich ein bisschen aufschieben können – es geht zunächst um die Sammlung. Die Fragen an das Material werden aus der zeitlichen Distanz gestellt. Dennoch spielt der Datenschutz mit Blick auf die Daten, an die wir alle irgendwie »ran« wollen, eine große Rolle. Das, was Sie, Herr Lindl, soeben skizziert haben, ist ja im Grunde eine in die Zukunft getragene Vorratsdatenspeicherung, eine gleichsam sehr langwierige Vorratsdatenspeicherung. Gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Datenschutzskandale, insbesondere Cambridge Analytica sollten wir uns folgende Fragen stellen: Zum einen, was folgt daraus für die Datenverfügbarkeit? Ich denke, eine Reaktion auf den Skandal wird darin bestehen, dass eine wesentliche Schnittstelle für die Forschung in sozialen Medien jetzt tendenziell geschlossen wird. Natürlich gibt es dagegen Widerstand, zum Teil gewiss berechtigt. Die Haltung aus ForscherInnenperspektive ist: Wenn auch kein anderer darf, wir müssen doch dürfen. Entsprechend werden Forderungen gegenüber den Betreibern, aber auch dem Gesetzgeber artikuliert: Wir sollten doch dürfen. So schmeichelhaft diese privilegierte Stellung für die Forschung auch sein mag, die sich in diesen Forderungen erkennen lässt, sollten wir uns doch fragen: Sollen wir überhaupt dürfen? Warum sollen wir eigentlich den Stammtisch erfassen dürfen, den die Geheimdienste aus guten Gründen nicht erfassen dürfen? Auch die Fragen müssen wir uns stellen.

Willy Viehöver

Ich habe jetzt noch zwei Wortmeldungen, vielleicht können wir die auch zusammenlegen und dann jedem noch mal die Möglichkeit zum Schlussstatement geben.

Christiane Hof

Ich bin jetzt auch etwas unsicher, ob ich da noch anschließen kann, weil ich woanders war. Ich war nochmal bei diesem Thema Interdisziplinarität und eigentlich ging es um

Diskursforschung, um die Interdisziplinarität der Diskursforschung und ich war jetzt ein bisschen baff, speziell Reiner bei dir, über dieses starke Betonen der Disziplinen. Ich glaube, das ist wichtig für Karrieren. Das muss man sehen und das muss man aber vielleicht an der Stelle auch trennen. Ich fand eigentlich dieses, was Sie gesagt hatten, mit der Problemorientierung – Sie hatten ja einen Gegensatz gemacht, zwischen Disziplinen, Aufwachsen in Disziplinen oder so und haben problemorientiert gearbeitet. Ich glaube, wenn man die Diskurstheorie oder die Diskursforschung denken will, müssen wir sie vielleicht eher transdisziplinär denken und dann ist es vielleicht hilfreich, wenn wir an diesem Konzept der – ich weiß nicht, ob da wirklich jetzt Problemorientierung der richtige Begriff ist oder sagen wir, es geht um Gegenstände – aber jedenfalls nicht disziplinär denken. Und dann könnte man an der Stelle vielleicht noch mal, wenn man auffordert weiterzudenken, was Rainer Diaz-Bone vorhin gesagt hatte, nämlich diese Methodologisierung aber auch noch mal Diskurstheorie und was heißt eigentlich Diskurstheorie aus der disziplinären Perspektive? Vielleicht wäre das auch ein schönes Sonderheft, was man machen könnte, aus unterschiedlichen Disziplinen der Blick auf den Diskurs. Wäre vielleicht hilfreich und erhellend. Aber ich glaube man muss an der Transdisziplinarität festhalten, weil sonst kann man nicht sagen, wir brauchen auch die Geschichtler und Linguistiker, sonst ist nur die Soziologie.

Reiner Keller

Das war vielleicht ein Missverständnis. Also ich meinte damit nur, wir brauchen als Ausgangspunkt – ich würde sagen es gibt einen Vorteil, wenn man einen disziplinären Ausgangspunkt hat. Das heißt nicht, dass jetzt komplett Diskursforschung Soziologie sein sollte, oder so etwas. Aber wenn ich im Grunde von einem – also wenn ich Disziplinen begreife als einen konzentrierten Vermittlungszusammenhang von Methoden, Entwicklungen, Diskussionen, der das auf sich irgendwie beziehen kann, und zwar in einem sehr breiten Spektrum. Also die Methoden, die Theorien aus der Soziologie, Bourdieu – bitte welche Disziplin auf der Welt, die jetzt nicht harte Naturwissenschaft ist, nutzt nicht Bourdieu? Und Bourdieu hat sich ja auf Philosophie und auf alles Mögliche bezogen, aber es wird – als soziologische Theorie ist es in die Welt gekommen und es ist gewissermaßen über 20 Jahre, 30 Jahre prozessiert worden. Das ist längst nicht mehr eine soziologische Theorie in dem Sinne. Das ist ja nicht so, als wäre es nur dafür zur Verfügung gestellt, aber die Intensivität einer solchen Entwicklung, glaube ich, die braucht im Grunde auch solche disziplinären Kontexte, von denen aus man – deswegen sind wir ja hier – Diskurs aus verschiedenen Perspektiven angehen, Fragen einbringen kann, die ganz unterschiedlich sind. Ich glaube, die brauchen solche Hintergründe.

Christiane Hof

Aber, ist das nicht – das hat jetzt was mit individueller Sozialisation oder individueller Wissenschaftsentwicklung zu tun und da ist möglicherweise disziplinäre Verortung erst mal gut. Genauso wie es für Karrieren... man diesen Blick dann wieder haben muss, pragmatisch scheinbar, und das andere wäre aber, dass Diskurs irgendwo anders angesiedelt ist, oder die Diskursforschung.

Reiner Keller

Ja, ja.

Willy Viehöver

Jetzt zunächst einmal Herr Felder und sein Nachbar Herr Schünemann und dann machen wir eine Schlussrunde.

Ekkehard Felder

Ja, ich wollte nur noch zwei Sätze sagen. Also grundlegend bei den Disziplinen ist die Wissens- und Kompetenzsicherung. Wir würden uns ja eigentlich für die Zukunft diese Basis nehmen, wenn wir diese Disziplinausbildung nicht mehr hätten. Das schließt aber nicht das aus, was du, Alexander Ziem, gesagt hast, dass es natürlich auch Phänomene gibt, die eben nicht zu den Disziplinen passen. Und da würde ich gern doch noch mal – dafür haben wir natürlich jetzt keine Zeit – darauf zu sprechen kommen, wovor wir uns drücken. Also ich bin mir sicher, ich weiß schon jetzt, wie die nächste US-Präsidentenwahl ausgeht; der Sieger wird Trump heißen. Ich kann das deswegen mit Sicherheit behaupten, weil Trump hält, was er versprochen hat. Und alle Trump-Kritiker glauben überprüfen zu können, ob seine politischen Maßnahmen wirken oder nicht. Aber das spielt überhaupt gar keine Rolle. Es geht eigentlich nur um ein Einlösen eines Versprechens, und das hat er bis jetzt mehr oder weniger gemacht und den Stiefel wird er auch weiter durchziehen. Insofern sind wir mit unseren Diskursherangehensweisen, mit unseren Diskursmethoden völlig überfordert. Das halte ich für wesentlich – das habe ich vorher schon gesagt, ich wiederhole es nochmal, *ceterum censeo* – da müssen wir dringend darauf reagieren, weil wir diesbezüglich am Ende unseres Lateins sind.

Wolf Schünemann

Ja also ich würde gerne reagieren. So wie ich es nicht als meine Aufgabe verstehe Trump zu verhindern – so gerne ich es würde –, habe ich mich bislang auch nicht als Rationalisierer verstanden. Sie würden aber wahrscheinlich mit guten Argumenten sagen, dass ich schon ein Rationalisierer sei, aber auf einer anderen Ebene, denn eigentlich – und so habe ich auch die Diskursforschung wahrgenommen und auch eingesetzt – habe ich meine Leistung bisher darin gesehen, Rationalisierungsstrategien zu hinterfragen und zu untersuchen. Gerade in dem Bereich, den Sie angesprochen haben, gerade in den Fällen, die Sie aufgegriffen haben, lassen sich sehr eindrücklich solche Rationalisierungsstrategien identifizieren und analysieren. Groß gesprochen, würde ich die gesamte Diagnose des sog. »Postfaktischen« als eine Rationalisierungs-, ja Bewältigungsstrategie gegenüber irritierenden politischen Ereignissen des Jahres 2016 verstehen. Diese Bewältigungsstrategie macht ihre Parteilichkeit schon dadurch deutlich, dass es immer die Anderen (die Brexiteers, die Trump-Anhänger) sind, die in einem postfaktischen Zeitalter leben oder zumindest diesen Tendenzen unterliegen. Damit ist zumindest die zeitdiagnostische Formel von einem neuen Zeitalter unangebracht. Genau dieses Muster von Irritation und Bewältigung habe ich schon zuvor beobachtet, nämlich gerade wenn die EU-Integration in direktdemokratischen Entscheidungen auf nationaler Ebene Niederlagen erlitten

hatte. Ich habe verschiedene dieser Fälle in der Vergangenheit untersucht (Schünemann 2010, 2013, 2014). Das Brexit-Referendum und seine Bewertung zeigen exakt dieselben Muster. Wir haben es mit einem ähnlichen Reflex zu tun, der aber noch einmal viel höher skaliert. Plötzlich sprechen wir weltweit über »Post truth«, das »Postfaktische«, weil zum Brexit auch noch die Wahl Donald Trumps hinzugekommen ist, der vor der Wahl und weiterhin viel und gern twittert.

Im Übrigen möchte ich noch erwidern, dass ich für mich als Wissenschaftler und für die Disziplinen, in dem derzeit grassierenden sog. Populismus keine Herausforderung sehe. Als Bürger und politisch Interessierter durchaus, aber nicht für die Wissenschaft selbst, auch nicht, weil man als Wissenschaftler auch irgendwie zu diesen Experten zählt, die pauschal als Establishment kritisiert und deren Aussagen abgetan werden. Anders ist es aus einer Perspektive auf die Politik- und Demokratieentwicklung. Hier würde ich Herrn Felder Recht geben. Auch hier ist es gar nicht so sehr die Existenz des Populismus selbst, sondern – hier wieder das Stichwort – seine Skalierbarkeit, die zum Problem geworden sein könnte. Es ist eine Mischung aus dem Populismus, populistischen Kommunikationsstrategien, mit eben der sog. »connective action« (Bennett/Segeberberg 2013), die möglich wird über soziale Netzwerke. Da sehe ich viel zerstörerisches Potential, das untersucht werden sollte.

Willy Viehöver

Vielleicht können wir jetzt dann zum informellen Teil des Abends übergehen?

Felicitas Macgilchrist

Und ein sehr kurzes Schlusswort von mir: Ich würde gerne auf etwas zurückkommen, was Sie vorhin zur Diskurskontrolle und Diskursivierung erwähnt haben: Zur Diskursstrukturierung. Ist es nicht eigentlich so, dass die Diskursforschung insgesamt bereits »gewonnen« hat? So viele Forschende diskutieren aktuell darüber, wie der Diskurs strukturiert wird, wer (oder was) die Kontrolle über Wissen, Information, fake news usw. hat und hält. Sie nutzen das Wort »Diskurs« nicht, aber eigentlich forschen sie ganz explizit zum Diskurs und nehmen eine genuin diskursforschende Perspektive ein!

Willy Viehöver

Schönes Schlusswort!

Literatur

- Bennett, W. L./ Segerberg, A. (2013): *The Logic of Connective Action. Digital Media and the Personalization of Contentious Politics*. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge Studies in Contentious Politics). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1017/CBO9781139198752>.
- Lindl, S. (2002): *Klischee und Klio. Über das Konstruieren der Geschichte*. Univ. Diss. Bremen.
- Lindl, S. (2004): *Die Gestalten des Zeus. Von der Unmöglichkeit gesellschaftlichen Wandels*. Wien: Passagen.

- Lindl, S. (2015): Schrift und Doxa in den Social Media. Annäherungen an ein Quellenkorpus. In: Häberlein, M./ Paulus, S./ Weber, G. (Hg.): Geschichte(n) des Wissens. Festschrift für Wolfgang E. J. Weber zum 65. Geburtstag. Augsburg: Wissner, S. 85–98.
- Lindl, S. (2017): Der Umgang mit dem Gewordenen. Signifikanten-Interaktionsanalyse (SIA). Wien: Passagen.
- Schünemann, W. J. (2010): Wieder ein Sieg der Angst? Das zweite irische Referendum über den Lissabon-Vertrag in der Analyse. In: *integration*, 33(3), S. 224–239.
- Schünemann, W. J. (2013): Der EU-Verfassungsprozess und die ungleichzeitige Widerständigkeit gesellschaftlicher Wissensordnungen – exemplarische Darstellung eines Ansatzes zur diskursanalytischen Referendumsforschung. In: *Zeitschrift für Diskursforschung*, 1(1), S. 67–87.
- Schünemann, W. J. (2014): *Subversive Souveräne: Vergleichende Diskursanalyse der gescheiterten Referenden im europäischen Verfassungsprozess*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sowa, A. (2017): *Digital Politics. So verändert das Netz die Demokratie: 10 Wege aus der digitalen Unmündigkeit*. Bonn: Dietz.

Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /
Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller und Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen¹

Teil 5: Beschreiben, Verstehen, Erklären

Reiner Keller

Sicherlich wären bei einem späteren Treffen auch weitere Dinge zu besprechen, etwa das Verhältnis von Diskurstheorie und Differenzierungstheorie. Wir hatten für diese Runde noch vor, einen weiteren Punkt zu diskutieren, der mit den Begriffen »Verstehen und Erklären« wohl nur ungenau beschrieben ist. Ist Diskursforschung deskriptiv oder erklärend? Was wird hier durch was erklärt? Was meine ich damit? Die These in Willy Viehövers Dissertation (Viehöver 1997) war, per Diskursanalyse ein Stück weit die Dominanz oder den Erfolg eines bestimmten Narratives oder einer bestimmten Klimaerzählung aus der Vollständigkeit (oder ›Gelungenheit‹) der Erzählstruktur heraus zu erklären, wenn ich das richtig verstanden habe.

Willy Viehöver

Aus der Struktur ja, aber abhängig von Meta-Narrativen und historisch-institutionellen Kontexten, es kommt immer auch darauf an, wann und wo so eine (Problem-)Narration passt. Also bei mir war es damals so gewesen, dass ich u.a. bei dem Soziologen Klaus Eder in Florenz studierte und da auf den Politikwissenschaftler Giandomenico Majone gestoßen bin, der dann die Frage gestellt hat: »Does discourse matter?«. Wenn diese Frage mit ja beantwortet werden sollte, dann nur unter Klärung der Frage, unter welchen Bedingungen und warum dies der Fall sein sollte? Die Gegenthese lautete etwa: Ist es nicht ausreichend zu sagen, dass wenn die soziale und politische *opportunity-structure* günstig ist, das heißt etwa die oder die Partei gewählt wird, dann setzt sich bspw. der Diskurs der oder das Narrativ der Klimaskeptiker durch, und wenn nicht, dann prädominiert die anthropogene Global Warming Story. Dazu brauche ich dann im Grunde gar keine Diskursanalyse zu machen. Ich muss einfach nur genaueres über die politischen Machtverhältnisse und die entsprechenden Gelegenheitsstrukturen wissen, um zeigen zu können, welche Deutungen des Klimawandels sich im Feld der Politik durchsetzen. Den Deutungen selbst, oder wie ich zu sagen bevorzugte: den Narrativen, kam vielleicht eine deskriptive Bedeutung, aber keine erklärende Rolle zu. Ich habe demgegenüber immer gedacht, werden nicht die Art und Weise, wie wir handeln und wie wir denken, durch (narrative)

1 Die vorhergegangenen Teile der Diskussion sind in den Ausgaben 1/2015, 2/2015, 3/2015 und 1/2018 der ZfD erschienen.

Diskurse geprägt? Kann es nicht sein, dass es doch an der Logik, »Grammatik« oder Struktur von Deutungen oder der Narrationen liegt, dass sich Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen durchsetzen oder nicht. Ich bin dann damals neben Paul Ricoeur und seiner Narrationstheorie auf Literatur über Narrationen gestoßen, die gefragt hat: Wann akzeptieren Menschen etwas als eine Geschichte? Müssen Geschichten einen bestimmten episodischen Aufbau haben? Eine Antwort lautete, ja, sie müssen einen Anfang, eine Mitte und ein Ende haben; das ist im Grunde die einfache Aristotelische Variante (Titscher et al. 1998: 161). Das mit der Mitte war mir schon klar, schien mir aber unterkomplex. Wenn ich diachrone Entwicklungen einer Narration untersuchen will, dann kann ich nicht hingehen, wie etwa Claude Lévi-Strauss hinsichtlich seiner Analysen von Mythen in sogenannten kalten Gesellschaften ohne Geschichte und sagen, gut, Narrationen sind in sich abgeschlossene Geschichten. Vielmehr sind diese immer ereignisoffen, wobei schon der Begriff des *Ereignisses* als solches wieder problematisch ist, weil es können physikalische Erscheinungen irgendeiner Außenwelt sein oder Ereignisse können eben auch von unterschiedlicher Dauer sein, wie das Paul Ricoeur (2007) ja auch formuliert hat, es kommt darauf an, wie sehr ich die Linse aufmache. Meine ich damit ein Ereignis der Entzauberung, also eine Periode die zweihundert Jahre umgreift, oder meine ich eine einzelne Schlacht oder irgendwie ein anderes Vorkommnis, dem der Charakter eines besonderen Ereignisses zugeschrieben wird. Und genau dieser Akt der Zuschreibung ist schon wieder diskursabhängig. Da habe ich dann damals überlegt und mich gefragt, was musst du dir eigentlich genau angucken? Enthält eine Geschichte nicht relativ viele Episoden und nicht nur einen Anfang, eine Mitte und ein Ende, und ist diese Zahl zwar endlich aber doch abhängig von dem, was ich untersuchen will? Bei mir war es zum Beispiel die Geschichte vom globalen Klimawandel. Da gibt es zum Beispiel eine Episode zur Ursache des Klimawandels, und in dem Zusammenhang ist die Frage, wem oder was wird die Ursache für den globalen Klimawandel zugeschrieben? Gibt es da nicht, je nach Narrativ, typische Aussagen darüber, was die Konsequenzen des Klimawandels sind? Du (Reiner Keller) hast es ja in deiner Dissertation mit Bezug auf die Aspekt- oder Phänomenstruktur auch ähnlich beschrieben. Und dann versuchte ich eben zu sagen, dass ich versuche konkurrierende – (und da haben wir wieder das Problem mit dem Bilden möglichst kontrastiver und trennscharfer Fälle, hier also Narrationen) Fälle, wobei das nicht unbedingt synchron zu sehen ist, sondern diese Ausrichtung kann man auch in der Zeit anlegen. Dies indem ich möglichst weit auseinanderliegende Texte anschaute, die über zwanzig oder dreißig oder fünfzig Jahre zurückliegen und eben rezentere, je nachdem, was ich für einen Horizont ins Visier nehmen will, damit ich überhaupt zu Aussagen über den Wandel der Wahrnehmung des Klimawandels kommen kann. Das kann als solches aber noch nicht ausreichen. Dann bin ich halt über den Ricoeur gestolpert, also seine Idee bezüglich der Rolle des Konfigurativen bei der Bildung eines narrativen Plots. Da habe ich dann gedacht: Muss man sich nicht auch die Dramaturgie der Geschichte genauer anschauen? Wie konfigurieren die Erzähler der Klimanarrative ihre Geschichten vom Klimawandel? Und kann es sein, dass zu bestimmten historischen Zeiten ein möglichst dramatischer Aufbau Konjunktur zum Beispiel in den Medien oder in der politischen Arena hat? Und wie steht es mit dem Personal des Narrativs? Geschichten sollten

in der Regel einen Helden und einen Bösewicht und diesen dann zugeordnete andere Rollen haben, wie zum Beispiel den Helfer. Wer ist der Empfänger einer Botschaft und wer der Sender oder Auftraggeber? Ich konnte damals, meines Erachtens nach, sechs solcher Klimageschichten identifizieren. Dann habe ich mir bei meinen sechs Klimageschichten angeschaut, ob das ausreicht, ob nur eine, nämlich die »global-warming«-Geschichte einen dramaturgischen Aufbau hatte oder auch andere Narrative, die den Klimawandel beschrieben. Dann habe ich aber schnell gesehen, dass viele andere ebenso einen dramatischen Plot konfiguriert haben. Also auch die Akteurskoalitionen, die etwas über eine kommende und drohende Eiszeit erzählten, waren zu bestimmten Zeitpunkten in den 1970er Jahren auf besonders dramatische Weise organisiert. Das war nicht nur ein bedrohliches Szenario was dort im Narrativ entfaltet wurde, es wurde ebenso eine Zuschreibung auf menschliche Ursachen eines solchen Klimawandels vorgenommen. Ähnlich verhielt es sich dann auch bei dieser Geschichte mit dem nuklearen Winter, die eingangs der 1980er Jahre, zur Zeit des Nato-Nachrüstungsbeschlusses kursierte. Daraufhin habe ich versucht, Kriterien dafür zu finden, warum bestimmte Geschichten in den Massenmedien ankommen und andere, wie zum Beispiel die Sonnenfleckentheorie, überhaupt nicht. Um also dazu eine erste Idee zu geben, warum ich mit Diskurs- oder Narrationsanalyse mehr leisten wollte, als nur beschreiben. Kann es sein, fragte ich mich, dass es dann sozusagen auf der Ebene von einer im Diskurs erzählten Geschichte, oder besser: durch die narrativen Strukturen, die Diskurse organisierten, dann Vor- oder Nachteile gibt, wenn es darum geht, zum Beispiel die politisch-institutionelle Ebene zu erreichen? Müssen die Diskurse ›Umwege‹ gehen, um politisches Gehör zu finden? Wenn ja, über welche Arena? Zum Beispiel hat sich die Klimadiskussion in den USA zunächst viel schneller auf der politischen Agenda durchsetzen können als in Deutschland. Bei uns erreichte das Thema globaler Klimawandel die politische Agenda nur über den Umweg der medialen Diskussion und dies auch erst, nachdem mit Waldsterben und Tschernobyl bereits andere Umweltthemen medial etabliert waren. Aber reichte das aus, um die Genese und schließlich die Hegemonie der Global Warming Story in den Massenmedien oder auf der politischen Agenda zu erklären? Ich habe halt gedacht, mir reicht das nicht aus, eine Diskursanalyse zu machen, die einfach etwas beschreibt und sagt, gut, ich habe euch hier mehr oder weniger plausibel sechs Geschichten über den Klimawandel vorgestellt. Sie zeigen, dass die menschliche Wahrnehmung dessen, was Klima ist und wie und unter welchen Bedingungen es sich wandelt, historischen Veränderungen unterliegt. Sie zeigen auch, wie Ulrich Beck, ich glaube es war in der Risikogesellschaft, einmal sagte, Natur sei selbst historisch geworden. Vielmehr habe ich weiter danach gefragt, warum sich denn die eine Geschichte durchgesetzt hat. Wenn ich also meine, dass discourse matters, dann müssten sich über irgendwelche politischen Gelegenheitsstrukturen und Machtkonstellationen hinaus auch Kriterien auf der Ebene des Diskurses finden lassen, sodass ich dann am Ende in der Zusammenschau sagen kann: Aus den und den Gründen musste sich die eine oder andere Geschichte for the time being durchsetzen.

Wolf-Andreas Liebert

Und was war deine Antwort? Warum hat sich das eine durchgesetzt?

Willy Viehöver

Ich habe versucht, mich zum Teil ein bisschen aus der Affäre zu ziehen, indem ich mich, neben der strukturellen und inhaltlichen Dimension der Narrative selbst, für eine Reihe von Erklärungsfaktoren entschieden habe. Das schien mir aus strategischen Gründen geboten, weil Politikwissenschaftler mutmaßlich zum Kreis der Gutachter gehörten. Es gibt aber meines Erachtens ein paar Gründe, wo ich immer noch meine, die Kraft der Klimageschichten hat etwas mit der dramatischen Struktur und dem Plot des jeweiligen Narrativs zu tun und mit der Frage, ob es menschliche Ursachen sind, die für den globalen Wandel des globalen Klimas verantwortlich gemacht werden. Dennoch konnten sich solche Narrative erst auf der medialen Agenda und auch der politischen Agenda institutionell festsetzen, als sich parallel auch schon die Umweltdiskurse entwickelt und institutionalisiert hatten. Sagen wir, mit Rachel Carsons *Silent Spring* von 1962 verbesserten sich die Möglichkeitsbedingungen, dass man in den Medien landete erstmals, einerseits weil wissenschaftliche epistemic communities sich formierten, die das Thema globaler anthropogener Klimawandel angingen und andererseits diese Narrative dann ihrerseits eingangs der 1970 Jahre, insbesondere in den USA, aber nicht nur dort, auch im Rahmen dramatisierender narrativer Plots an die mediale Öffentlichkeit brachten. Und danach sind aus meiner Sicht ein paar der konkurrierenden Narrative aus dem Kampf um Deutungshoheit rausgefallen, so zum Beispiel eben diese Narration, die zyklisch zunehmende und abnehmende Sonnenaktivitäten zentral stellte. Aber neben der Global Warming Story wiesen auch eine Reihe anderer Erzählungen eine dramatische Struktur auf. Eine zweite Geschichte vom globalen Klimawandel, die letztlich trotz eines dramatischen Plots aus der medialen Berichterstattung und der politischen rausgefallen ist, ist das Narrativ vom nuklearen Winter, das, wie ich eben sagte, eingangs der achtziger Jahre und dann zur Zeit des Golfkriegs noch einmal Aufmerksamkeit erhielt. Diese Geschichte ist aber diskursanalytisch deshalb ganz interessant, weil sie zeigt, wie Diskurse »scheitern« können, wenn sie sich auf eine bestimmte Weise auf Ereignisse in der Welt beziehen. Beim Ersten Golfkrieg ist es ja so gewesen, dass sich da in diese Debatte prominente Klimaforscher eingeschaltet haben. Es wurde ja behauptet, dass durch dieses in Brand schießen der dortigen Ölquellen bestimmte klimatische Prozesse auf überregionaler Ebene, wenn nicht sogar auf globaler Ebene, ausgelöst werden könnten. In dem Fall – damals war der Red Adair, ein prominenter Feuerwehrmann, der auf das Löschen von Bränden in Ölquelle spezialisiert war, da – ist das ein »Ereignis« gewesen, was sozusagen kontraproduktiv für diese Diskurskoalition der vor einem Atomkrieg warnende Klimaforscher war, weil in wenigen Stunden oder Tagen waren diese Feuer gelöscht und damit trat in der Folge entsprechender medialer Resonanz ein Glaubwürdigkeitsverlust für diese Gruppe der Klimaforscher ein, die sich in diese Debatte eingeklinkt hatten. Das war die Konsequenz. Entsprechend war diese Geschichte vom nuklearen Winter ziemlich schnell vom Tisch und verschwand von der Agenda. Am Ende der 1980er Jahre blieben eigentlich nur noch zwei Klimanarrative in der öffentlichen und politischen Debatte. Nämlich diejenige, die behauptet, das ganze Gerede über den Klimawandel ist eine Medien- oder Wissenschaftserfindung, und diejenige, die sagt, es gibt einen globalen anthropogenen Treibhauseffekt und der ist negativ und daher zu vermeiden oder wenigstens durch nach-

haltige Politik zu mildern. Eine weitere Geschichte, die besagte, der Klimawandel hat positive Wirkung (Klimaparadies), das waren insbesondere die Russen und Kanadier, da würde ich sagen, dass das einfach keine Erzähler und keine sie tragende aktive Diskurskoalition mehr gehabt hat und deshalb waren die bereits Mitte der 1980er Jahre im Wesentlichen aus der öffentlichen Debatte raus. Es gab überhaupt nur noch zwei, drei Leute, die diese Version erzählt haben. Da wäre zum Beispiel jetzt eine weitere Geschichte weg gewesen, auf die ich hier nicht weiter eingehe. Also ich würde jetzt nicht sagen, dass es da jetzt nur einen Grund gibt, weshalb sich eine Deutung oder ein Narrativ durchsetzt; neben der inhaltlichen Struktur der Erzählung selbst, ihres dramatischen Plots etwa, braucht es auch eine aktive epistemic community, die sich an die Öffentlichkeit richtet, und eine institutionelle Resonanz. Ein weiterer inhaltlicher Punkt war gewesen, dass ich gesagt habe, solche Risikogesichten sollten in der Regel als ›near future‹-Szenarien organisiert sein. Der Faktor Zeit, im Sinne der erzählten Zeit, spielt hier meines Erachtens eine Rolle. Zum Beispiel, um das mal klarer zu machen – deshalb habe ich angefangen mich überhaupt für die Zeitstrukturen zu interessieren, die eine Geschichte entfaltet –, Svante Arrhenius hat 1896 schon ziemlich genau ausgerechnet, dass es unter bestimmten Umständen zu einer Verdopplung, Verdreifachung oder einer Vervierfachung der Treibhausgase kommen kann und er meinte, dass das unter Umständen Auswirkungen auf das globale Klima hat. Aber er hat im Rahmen seines Narrativs total andere Zeitstrukturen eingeführt, als dies die Klimawissenschaftler, die die Global Warming Story verfechten, heute machen. Der hat gesagt, wenn überhaupt etwas passiert, dann in tausend oder mehr Jahren. Er hat sozusagen überhaupt kein zeitnahes Gefahrenszenario entwickelt. Aber die späteren Geschichten, die es Ende der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts gab, die hatten so ein ›near future‹-Szenario, dann hieß es in 50 bis 100 Jahren würde in Bezug auf den globalen Wandel des Klimas etwas Entscheidendes passieren. Es war auch nicht schon so, dass sie eingangs der 1970er und 1980er Jahre typischerweise gesagt haben, der Wandel sei schon eingetreten. Das ist hingegen das, was die Verfechter der ›nuklearen Winter‹-Story gemacht haben, und als der Golfkrieg ausgebrochen ist, dann hieß es so in der Art: »Hier wurden die Ölquellen trotz aller Warnungen in Brand geschossen und jetzt haben wir das Problem«. Dann hat es kaum vier Wochen gedauert und die Feuer waren gelöscht. Das kann auch ein Grund gewesen sein, weshalb heute immer noch häufig sagen: »die Katastrophe droht, wenn wir nicht bald ...«. Zwar wird heute darauf hingewiesen, dass es da starke Indikatoren gibt. Aber das ist immer noch sehr riskant, so etwas zu sagen, nicht nur, weil die Klimaskeptiker immer noch bemüht sind, die Glaubwürdigkeit der Klimawissenschaftler des Intergovernmental Panels for Climatic Change zu untergraben. Auch das ›Laienverständnis‹, das Wetter und Klima nicht auseinanderhält, um es einfach zu sagen, spielt eine Rolle, denn im nächsten Sommer haben wir dann zum Beispiel wieder einen regnerischen Sommer und das ist dann eher wieder ›der Beweis‹ für das Gegenteil von Global Warming.

Wolf-Andreas Liebert

Genauso wie das Krebsmedikament, was in 30 Jahren auf dem Markt ist, oder das energiesparende Elektroauto, was es dann serienreif in zehn Jahren gibt.

Willy Viehöver

Das war damals, soweit ich es noch rekonstruieren kann, dass ich versucht habe, eine ganze Serie von Gründen zu finden, warum einige Deutungen zu bestimmten Zeitpunkten in Vorteil geraten und deshalb mehr rezipiert werden, und andere wiederum nicht.

Werner Schneider

Was ich jetzt nicht so ganz verstehe, oder auch an alle gefragt, du hast das jetzt eingeleitet mit der Frage: »Does discourse matter?«. Ich würde ja diese Frage nicht dadurch beantwortet sehen, dass ich empirisch zeigen kann, dass sich irgendwie von vier, fünf konkurrierenden Geschichten halt eine als die Geschichte, die dann weiter erzählt wird, durchsetzt, weil ich dann immer noch nicht die Frage beantwortet habe, »does discourse matter?«, im Sinne von: Wirkt diese Geschichte in irgendeiner Weise auf jemanden, auf etwas, in welchen Zeithorizonten? Oder habe ich da jetzt etwas missverstanden?

Willy Viehöver

Also ich würde jetzt erst einmal sagen, wir sind noch nicht am Ende angekommen. Das, was ich gerade erzählt habe, war ja eigentlich im Vorfeld der Institutionalisierung des internationalen Klimaregimes. Es kommt jetzt darauf an, was man als Gründungsereignis ansieht. Also ist das Gründungsereignis das Erzählen dieser Geschichte? Also, dass etwas wie der globale Wandel des Klimas überhaupt denkbar wird. Da sehe ich die Rolle von Diskursen oder, wie bei mir, von narrativen Diskursen. Dann muss man sicher auch danach fragen, wann was wo überhaupt denkbar wurde. Ich bin ja dann noch weiter historisch zurückgegangen, denn nicht einmal die Vorstellung eines globalen, sich wandelnden Klimas kann ja vorausgesetzt werden. Darum habe ich das dann metaphorisch im »sublunaren Raum« verortet, das ist ja ein Begriff, der glaube ich sogar von Weber stammt. Es geht um das Denkbarmachen eines Raumes, den wir heute wissenschaftlich gesehen »Atmosphäre« nennen. Das war im 16. Jahrhundert in diesem Sinne nicht denkbar. Das fing an mit der Vorstellung einer Atmosphäre, die bis in diese und jene Höhen geht, im 19. Jahrhundert an, so etwa systematisch bei Hann (1896). Im neunzehnten Jahrhundert entwickelten sich auch bereits verschiedene Geschichten über globalen Klimawandel, von denen ich eben sprach. Damals hatten etwa viele Angst vor einer neuen Eiszeit und den großen Gletschern, die wieder alles zerstören könnten, was die moderne Zivilisation ermöglichte. Du brauchst zunächst überhaupt mal diese Geschichte vom Wandel des globalen Klimas und die Vorstellung eines Raumes, in dem dies passiert, um in diesem Sinne Klimawandel überhaupt sozial gesehen denkbar zu machen. Da sind eben entsprechende Diskurse wichtig. Dabei fand ich aber auch, was bei Foucault meines Erachtens immer zu kurz kommt, dass diese kontroverse Auseinandersetzung oder die Deutungskämpfe wichtig sind, die doch meist stattfinden, bevor sich dann eine (neue) Denkweise und Sichtweise durchsetzt, die dann wie die Global Warming Story in den 1990er Jahren aus meiner Sicht, hegemonial wurde. Sicher, da kommt dann wieder diese große sozialwissenschaftliche Debatte nach, wie man denn beweisen kann, ob etwas überhaupt hegemonial geworden ist. Muss man dann quantifizieren oder muss man es nicht? Du, Reiner (Keller), hast mir dann damals immer entgegnet, indem du sinngemäß

gesagt hast: »Nur wenn du durch sechs, sieben Tageszeitungen durch Statistiken machst und zeigen kannst, dass die eine verschwindet, ist immer noch nicht gesagt, dass diese Deutung hegemonial ist«. In der Tat gibt es dann auch genügend Leute die sagen, dass manchmal ein Artikel im Spiegel reicht und die Welt ist eine andere. Oder damals als Nico Stehr, einer der Juroren bei meiner Thesis Defense, dann zu mir gesagt hat: Gut, Sie haben alle möglichen Tageszeitungen untersucht, aber nicht die Bildzeitung. Das hielt er für ein großes Manko, weil die rund eine Million Exemplare druckte. Aber ich glaubte, dass sich die Klimadiskurse an Leute oder Institutionen gerichtet haben, für die die Bildzeitung zunächst einmal sekundär war. Die Bildzeitung war aus meiner Sicht kein zentraler Gatekeeper. Da gab es sicher auch einfach pragmatische Gründe, wo die anderen Zeitungen auch leichter verfügbar waren. Aber bei *discourse matters* habe ich einfach mal probiert zu zeigen, dass durch Narrative überhaupt erst einmal die symbolische Voraussetzungen geschaffen wurden, so ein Phänomen wie den globalen anthropogenen Wandel des Klimas denkbar zu machen. Wenn etwa Paul Ricœur sagt, Geschichten konfigurieren vermittelt der narrativen Plots die Sicht der Welt auf eine bestimmte Weise, so war dies für mich Anlass zu sehen, wie sich die Konfiguration mit Blick auf das globale Klima und den atmosphärischen Raum historisch entwickelte. Das war ein Schritt der Analyse. Dann kann man aber doch fragen, wie die sich formierenden Diskurskoalitionen oder epistemic communities, die sich u.a. aus Klimaforschern zusammensetzten, das eigentlich auf der Ebene der Narrationen machen. Weiter habe ich dann genauer nach den Strukturen dieser Narrative geschaut und gefragt, ob es vielleicht wirklich so ist, dass alle Stories dramatisch aufgebaut sind. Wenn ja, woran könnte das liegen? Leben wir dann in einer Zeit, in der die mediale Berichterstattung scharf auf Dramatik ist? Damals fing eine intensive Phase mit der Medien- und Agenda-Settingforschung an. Und dann wurde immer gesagt, dass Mediennachrichten eine gewisse Dramatik aufweisen müssen. Aber Anfangs der 1970er Jahre waren es Klimaforscher selber, die gesagt haben, dass sich eine Geschichte dann besser durchsetzt, wenn die Autoren, die ein Narrativ über die Ursachen und Folgen des globalen Klimawandels – ob nun Eiszeit oder Treibhauseffekt ist erst einmal gleich – erzählen, die Art und Weise, wie sie über den Klimawandel erzählen, ändern. Stephen Schneider von der Stanford University war in Amerika dann einer der prominenten Wissenschaftler, die gesagt haben, dass wir uns auf den globalen Klimawandel einstellen müssen und dass wir unsere Ziele nur dann durchsetzen können, wenn wir aus diesem reinen Wissenschaftsdiskurs herausgehen und uns an die Politik und an die Medienöffentlichkeit richten. Und damit wir da überhaupt erfolgreich sein können, müssen wir die Geschichte auch verständlicher machen und entsprechend dramatisierend erzählen. Das haben er und andere dann auch getan, in der Absicht, die Öffentlichkeit und die Politik vor den Gefahren eines globalen anthropogenen Klimawandels zu warnen. Die Formierung von epistemic communities und deren Praktiken des Erzählens und die Einstellung zu Kommunikation mit der Öffentlichkeit waren demnach weitere Faktoren, die für mich eine erklärende Rolle spielten.

Werner Schneider

Aber ich muss gestehen, dass ich es nicht verstehe. Mir geht es vielleicht wie dir vorhin bei der Sequenzanalyse. Wo ist jetzt das Grundproblem?

Reiner Keller

Im Kern ist – soweit ich das verstanden habe – deine Frage eine, die die anderen auch betrifft. Also die Frage: Hast du sozusagen auf der Ebene von Textelementen – die »Heuschrecken«, das war so ein Beispiel von Metaphern – also welche Erklärungskraft haben eigentlich solche Konzepte? Kann ich die narrative Gestalt oder kann ich die gelungene Metapher als ein Erklärungselement dafür nehmen, dass ich sage: Da setzt sich eine bestimmte Diskursposition durch und wird die, die auf einmal überall benutzt wird. Oder ist der Erfolg der Metapher oder der Geschichte – weil du hast dich jetzt stark auf die Wissenschaft bezogen – eigentlich an soziale Kontexte und Faktoren oder Kapitale und Ressourcen von Akteuren beispielsweise zurückgebunden, die genau das benutzen?

Werner Schneider

Also die Frage: Was nimmt man als Erklärungsmoment?

Reiner Keller

Ja. Welche Rolle spielt eigentlich die Ebene von der Narration oder der Erzählung oder des Inhalts einer Geschichte, und eben die formale Gestalt? So habe ich das immer verstanden.

Willy Viehöver

Ja, genau. Ich wollte zeigen, wie sich durch die Verwendung bestimmter Plots und bestimmter Metaphern eine neue Sichtweise auf den atmosphärischen Raum durchsetzte. In der Metaphertheorie gibt es nicht nur von Ricoeur (1991), sondern auch von anderen, die gesagt haben, es kann etwas Neues gedacht werden, wenn man bestimmte Metaphern einführt, die etwas, was bisher noch nicht gedacht werden konnte, eben durch die metaphorische Rede plastisch macht. Zum Beispiel eben die Treibhaus-Metapher, die in das Narrativ vom Klimawandel eingebaut ist. Damit macht man etwas auf neue Weise denkbar. Ricoeur hat dann auch gesagt, um das Ganze noch einmal komplexer machen, indem ich Metaphern, Gründe und alle möglichen Akteure und Ereignisse in eine komplexere Geschichte mit in den Plot hineinpacke, schaffe ich in Form lebendiger Geschichten eine neue Sicht auf die Welt und entsprechende Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte. Auch Hayden White (1990) hat darauf hingewiesen, dass die Durchsetzung von Deutungen etwas mit der Bedeutung der Form von Narrationen zu tun hat. Damit bestimmte Diskurselemente *consequential* werden oder bestimmte institutionelle Wirkungen entfalten können. Nur, was ist denn dann die Form? Nur der Umstand, dass Geschichten eine bestimmte episodische Strukturierung haben, was der Levi-Strauss immer gesagt hat? Sind es also die einzelnen Sequenzen einer Geschichte, erst geschieht das, dann das und dann das und dann löst sich der Konflikt auf und die Geschichte ist zu Ende? Oder liegt es an der Art und Weise, wie Geschichten mehr oder weniger drama-

tisch konfiguriert werden, also am Plot? Das war Ricœur's Konzept, dem ich hier im Grunde folgte. Indem ich eine bestimmte Dramatik einbaue oder indem ich bestimmte Gegner im Rahmen des Plots gegeneinander spielen lasse, die dauernd irgendwelche Prüfungen, Widerstände und Abenteuer erleben. Diese Geschichten sind dann entsprechend ereignisoffen und man kann da immer wieder irgendwelche Ereignisse einbauen, bestimmte Klimakonferenzen oder ein Extremwetterverhältnis, und so weiter. Dann kommt es darauf an, was ich zeigen will. Will ich einfach nur zeigen, wie Klimaforscher etwas über die Ereignisse im atmosphärischen Raum erzählen oder will ich auch zeigen, wann sich etwas auf der Medienagenda durchgesetzt hat und wann und warum auf politischer Ebene mit welchen Konsequenzen? Das kommt auf die Fragestellung an. Also zum Beispiel der Aufbau eines internationalen Klimaregimes wäre dann schon die Konsequenz dieser seit den frühen siebziger Jahren erzählten Klimageschichte über den anthropogenen Treibhauseffekt, ihrer medialen und ihrer politischen Resonanz. Wo ist das jetzt noch nicht klar?

Reiner Keller

Ich glaube, euch ist das auch nicht so ganz klar?

Wolf-Andreas Liebert

Sagen wir mal so, dass narrative Strukturen wichtige Elemente der Diskursanalyse sind, ist, glaube ich, klar! Das war ja dein Punkt: Ich kann das erklären. Die Erklärung war: Das IPCC bildet sich nur, weil vorher jemand eine Geschichte erzählt hat mit bestimmten dramaturgischen Elementen.

Willy Viehöver

Ich könnte ja sagen, ich gebe mich einfach damit zufrieden, dass ich sechs Geschichten beschreibe. Das hat einen ganz bestimmten Grund, weshalb ich das so getan habe, wie ich es gerade versucht habe zu erzählen. Die politikwissenschaftlichen Gutachter haben mir jedoch gesagt, sie möchten gerne von mir wissen, was meine unabhängige Variable (etwa Klimanarrative) und meine abhängige Variable sei. Darauf musste ich für mich eine Antwort finden und mich entsprechend an diesem Schema abarbeiten.

Wolf-Andreas Liebert

Das ist Diskurs wie er leibt und lebt.

Willy Viehöver

Und wenn du das nicht hinkriegst? Wenn ich sagen will, dass ich mit dem Narrativen irgendetwas erklären will, nämlich dass zum Beispiel so ein Klimaregime gebildet wird oder sich eine bestimmte Sicht auf den Klimawandel in den Medien zu einem bestimmten Zeitpunkt etabliert. Du hast dann beispielsweise die United Nations Framework Convention on Climate Change von 1992. Das ist sozusagen ein institutionelles Ergebnis eines Diskurses. Was war denn nötig, damit das passieren konnte? Wonach schaut man da? Reicht da der Blick auf bestimmte »Schlüsselwörter«, die mehr oder weniger häufig auf

der Medienagenda oder der politischen Agenda auftauchen? Aber die Schlüsselwörter sind bei den ganzen Diskurskoalitionen, die sich da gebildet haben, in völlig andere Geschichten eingepackt. Deswegen habe ich dann gesagt: Okay, da gibt es nicht einfach nur eine Geschichte über die globale Erwärmung, sondern da gab es sechs konkurrierende Geschichten. Warum steht dann am Ende die Globale-Erwärmungs-Geschichte sozusagen als die Siegerin da? Heute würde ich die Sache auch noch differenzieren, aber damals hab ich mir gesagt: Liegt das in der Struktur der Geschichten, welche Deutung konsequenzenreicher ist als andere? Man kann da eigentlich an zwei Stellen ansetzen: an der Struktur der Geschichten und am Rezeptionsraum der Geschichten. Ich würde hierbei in beiden Bereichen suchen, weshalb etwas erfolgreich ist, oder nicht. Oder wenn du national oder kulturell vergleichen möchtest, dann geht es halt darum, zu zeigen, warum es in den USA so gewesen ist, dass sich die Science-Fiction Story, also die, die gesagt haben, dass sei eine reine Fiktion, sehr viel länger hat in der medialen und politischen Debatte halten können. Da kommen dann häufig die Politikwissenschaftler, die dann einfach sagen, es liege daran, wer gerade an der Macht war. Da braucht man dann keine Diskursanalyse, um etwas zu erklären. Damit kann ich aber nicht zeigen, wie und in welcher Weise es dazu kam, überhaupt anthropogenen Klimawandel denkbar zu machen.

Jürgen Spitzmüller

Wenn ich es jetzt richtig verstehe, dann geht dieses ›*matters*‹, wie relevant Diskurse sind, der Frage nach, was sich am Ende durchsetzt. Setzen sich also Narrative gegen konkurrierende Narrative durch und gelangen dadurch ins Zentrum des allgemeinen Diskurses? Man kann die Frage auch anders beantworten, indem man sagt: »Discourse matters to the people«. Das heißt: Für die Diskursgesellschaften, die ›im Diskurs‹ stehen, für die hat das Relevanz. Ob das jetzt ein ›kleiner‹, ein mini-subversiver Diskurs ist, oder der hegemonale Diskurs, ist zunächst einmal nicht unbedingt von Bedeutung. Man kann die Frage der Hegemonialität ja auch zunächst einmal ausklammern und sagen: Diskurs ist – wie wir das im Lauf dieses Gesprächs schon einmal gesagt haben – deshalb relevant für die Leute, weil die Art und Weise, wie sie sprechen und handeln, für sie plausibel ist und die Welt plausibel macht.

Mich hat immer folgende Frage mehr interessiert: Warum verstehen sich Menschen *nicht*? Warum verstehen sich Kollektive nicht? Warum sagt zum Beispiel die Linguistik etwas, was sie hochgradig plausibel findet, was aber andere Leute (z.B. Sprachkritiker) für völligen Quatsch halten? Mein Ziel war immer zu verstehen, wie es zu solchen diskursiven Klüften kommen kann – warum also für verschiedene Diskursakteure verschiedene Diskurse ›relevant‹ sind. Der Fokus liegt dann auf den Kollektiven und ihren jeweiligen diskursiven Voraussetzungen, ihren Narrativen, den Geschichten, die sie für plausibel halten, den Metaphern, Schlüsselwörtern und sonstigen Formen, mit denen sie die Welt erzählend gestalten.

Die Frage, warum sich Diskurse verändern, warum sich ein Narrativ durchsetzt und wichtig wird, ist meiner Meinung nach von der Relevanzfrage unabhängig. Außerdem ist sie schwer zu beantworten, weil sie mit der Frage zusammenhängt, wie (und ob) man Wirkung erklären kann. Welche Faktoren spielen hier eine Rolle: die Art des Narrativs,

die soziale Position der Akteure, die eine Geschichte erzählen, der Zugang zu medialen Ressourcen? Das ist sehr schwer zu fassen. Aber ich glaube nicht, dass die Frage »does discourse matter?« hiervon abhängig ist.

Willy Viehöver

Das habe ich auch gar nicht behauptet. Reiner hatte ja gesagt, Willy erklär nochmal, was du damals warum gemacht hast. Es war ein wenig dadurch konditioniert, dass einer, nein mehrere, Klaus Eder und Giandomenico Majone als Supervisoren am European University Institute in Florenz, gesagt haben, jetzt argumentiere doch nicht immer so, was u.a. für Diskursanalysen typisch ist, als hinge alles mit allem zusammen. Gewünscht war, so verstand ich das, ein klareres Kausal- und Folgeschema. Wenn du sagst, ich will erklären, wie ist das globale Klimaregime oder wie sich eine bestimmte Sichtweise auf das Klima nicht nur konstituieren konnte, sondern sich auch in den Massenmedien durchsetzte, und du willst das diskursanalytisch machen, dann versuche doch auch zu zeigen, wie und in welcher Weise das mit Diskursen zu tun hat. Wir haben darüber auch eben geredet. Dann musste man sich erst einmal gegen ein Diskursverständnis wehren, das zum Beispiel sagt, Diskurs ist à la Habermas die Verwendung von Argumenten, oder auch, Diskurse betreffen das Reden, aber nicht das Handeln. So hat ja auch Christoph Lau hier in Augsburg immer die Diskursebene von der Ebene der Praktiken und deren Konsequenzen unterschieden. Dies klang so, als seien Diskurse die eine Dimension und die Praktiken und Handlungen sind dann was völlig anderes. Man musste also erst einmal rechtfertigen, dass (narrative) Diskurse Modelle der Welt konstituieren. Relevanz bezogen auf irgendwelche Kollektive, die würde ich, wie Du Jürgen, auch sehen. Aber ich würde das schon unterschreiben, dass wir zeigen müssen, inwiefern ›Discourse‹ auch jenseits der Diskurskoalitionen oder epistemic communities, die eine Klimanarration generieren ›matters‹. Insofern liefern Diskurse immer auch Modelle für die Welt, wie Clifford Geertz sagte. Das war nun einmal so, weil das für mich ein Ausflug war in eine bestimmte Art der Politikwissenschaft, die in diesen Ursache- und Wirkungsschemata denkt. Dann habe ich gedacht, ok, der Ricoeur macht das auch; die Frage von Ursache und Wirkung kann ich in Bezug auf das Erzählen von Geschichten rekonstruieren. Das sieht man heute (bezogen auf den Zeitpunkt, als dieses Gespräch stattfand) auch mal wieder. Die ganze Welt redet davon, ja, diese globale Erwärmungsgeschichte hat sich bislang durchgesetzt, was nicht heißt, dass es nicht wieder Versuche der Umdeutung gibt. Was machen die Italiener, namentlich Silvio Berlusconi und viele andere gerade? Sie sagen jetzt, die Energieverschwendung, die man betreibt, indem man Klimakonferenzen organisiert, das ist eine Variation und Aktualisierung dieser Science-Fiction-Geschichte, der zufolge der Klimawandel eigentlich gar nicht existiert. Wenn es überhaupt eine Art von Umweltverschmutzung gibt, dann dadurch, dass man solche Konferenzen organisiert und dadurch geistige und finanzielle Energien verschwendet. Das ist eine völlige Umkehrung der Geschichte, von Ursachen und Folgen und zwar im Rahmen des narrativen Plots. Das könnte ich so weiter treiben, aber ich habe nicht gesagt, das geht nur so. Ich wollte das damals probieren. Heute würde ich bestimmte Dinge modifizieren, aber nicht alles. Aber es bleibt für mich die Frage, wenn wir Diskursanalyse machen, leisten wir dann mehr als nur *beschrei-*

ben? Vielleicht sind wir deswegen nicht aneinander geraten, aber mich hat dein Beispiel, Werner, irritiert und daher meine Idee, es dann doch mal mit Max Weber zu probieren, weil er hatte ein ähnliches Problem, auch er hat Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge im Blick. Sicher, er nennt es dann *Wahlverwandtschaften*, aber er will doch nahelegen, dass seine von ihm untersuchte Ratgeberliteratur über längere Zeiträume einen gigantischen gesellschaftlichen strukturellen Wandel erzeugt haben, so lese ich ihn jedenfalls immer noch.

Jürgen Spitzmüller

Vielleicht muss man bestimmte Inkompatibilitäten aber auch akzeptieren. Wenn jemand aus einer anderen Disziplin auf mich zukommt und sagt: »Zeig doch mal, was relevant ist«, dann würde ich jedenfalls nicht gerne *deren Relevanzkriterien* heranziehen, wenn ich andere habe. Im Zweifel könnte man auch sagen, man hat eine andere Fragestellung oder Vorstellung davon, was relevant ist. Es muss nicht immer alles kompatibel sein.

Ich habe, als ich zum ersten Mal mit Diskurstheorien in Berührung kam, gemerkt, dass man bestimmte Fragen auch ganz anders stellen kann bzw. dass man zu neuen Fragen kommen und Perspektiven, derer man sich bislang sehr sicher war, auf den Kopf stellen kann. Aus dieser Erfahrung ist mein persönliches Interesse entstanden, aus dem heraus ich versuche, zu beschreiben, um zu erklären: Ich will *verstehen*, warum so eine kommunikative Gemeinschaft offenbar funktioniert, obwohl sie für mich zunächst fremd erscheint – die klassische Frage also, die sich viele Historiker und Ethnologen stellen: Warum funktioniert das? Das ist das erste Interesse: Verstehen wollen. Aus dem Verstehen heraus kommt dann ein *Erklären*.

Was *Kritik* angeht: Ich glaube, dass es sich nicht vermeiden lässt, Kritik zumindest dadurch anzuschließen, dass man durch Beschreibung und Erklärung einen Raum öffnet, an den Bewertungen anschließbar sind. Allein durch die spezifische Darbietung gibt man Rezipienten Optionen für Kritik an die Hand.

Willy Viehöver

Da hätte ich jetzt Schwierigkeiten, das zu verstehen, es ging mir doch auch u.a. darum zu zeigen, wann und wie der globale Klimawandel durch narrative Diskurse überhaupt denkbar gemacht wurde, aber sag du erst einmal, Reiner, was du denkst.

Reiner Keller

Der Hintergrund hier, und ich glaube, deswegen berührt das eigentlich alle Disziplinen mehr, als es am Anfang vielleicht klar geworden ist. Zu Beginn hatte ich erwähnt, ganz am Anfang gab es die Forschung über Mobilisierungsprozesse sozialer Bewegungen, die sogenannte Frame-Analyse von David Snow und Robert Benford (Benford/Snow 2000), bis hin zu William Gamson (vgl. Keller 2011, S. 78f.) und da war immer die Frage, wie man große Resonanz schafft, wenn man bestimmte Problemerkzählungen hat oder wo macht man auch Fehler. Die Idee war, dass diese sozialen Bewegungen, Umweltbewegung, Friedensbewegung etc., sehr strategisch ihre Deutungen und Metaphern wählen und sie haben umso größere Resonanz, je mehr sie, es gibt da diese Begriffe *frame*

bridging, frame alignment usw., wenn sie einen Schulterschluss zwischen Umweltbewegung und Friedensbewegung schaffen, dann sind sie stärker, und das gelingt ihnen durch strategisches Framing, indem sie beispielsweise das Szenario von Kriegen über Ressourcen entwickeln. Das ist die Idee, und wenn wir von Seiten der Analyse herangehen, dann sehen wir, dass in den Texten bestimmte Deutungen, Elemente, Deutungsmuster und Metaphern auftauchen. Die Frage, wie es zu dieser Kombination kommt, habe ich so eigentlich nur wenig beantwortet. Zum Beispiel in der Analyse über Müll (Keller 2009), es gab auf einmal dieses Phänomen, das man über Müll, Verbrennungsanlagen und Atomkraftwerke geredet hat. Es gab dazu Symbolisierungen und Bilder, die dieses alles aufgegriffen haben und auf einmal war diese Müllbewegung auf den Titelseiten des »Stern« und überall waren diese Poster. Das ist natürlich ein Prozess, der eine sehr starke Wirkung hat auf Mobilisierungen außerhalb von Demonstrationen, Besetzungen usw. Der hat ganz reale Effekte, und insoweit ist da die Frage, das führt jetzt ein bisschen in die andere Diskussion über Akteure und Strategien, welchen Anteil haben eigentlich Versuche, strategisch zu intervenieren, gerade wenn man Diskurse über Themen analysieren will. Das denke ich gilt für die gesamte Linguistik, genauso wie wenn man jetzt über Rassismus etc. forscht, welche Kombinationen von Begriffen und Strategien werden eigentlich eingesetzt. Natürlich kann man die immer von außen feststellen und so gehe ich meistens auch ran und versuche das dann aufzuschlüsseln. Doch da kommt die Frage auf, wie wird sowas bewusst genutzt, um Resonanz und Durchsetzung und auch diskursive, politische Landschaften zu verändern, oder wo folgen die Akteure stattdessen – oder vielleicht auch gleichermaßen – dem verinnerlichten sanften Druck einer bereits etablierten Diskursstruktur (vgl. dazu Ulrich/Keller 2014).

Willy Viehöver

Da gibt es andere Fälle, wo das total schief gegangen ist. Bei der »No Blood for Oil«-Kampagne gegen den Irak-Krieg und auch bei den Diskursen des globalen Klimawandels. Ende der 50er Jahre kam diese Metaphorik auf, der zufolge man ein gigantisches globales Experiment in der Atmosphäre durchführte und da haben einige Wissenschaftler wohl auch gesagt, dass man ein ganz gefährliches Experiment mit dem Klima der Erde durchführe. Aber die meisten Atmosphärenwissenschaftler, die das damals gesagt hatten, meinten wirklich nur, da würde ein wissenschaftliches Experiment durchgeführt, um zu sehen, wie Atmosphärenströme usw. funktionieren und erst später, Ende der sechziger und eingangs der siebziger Jahre ist die Geschichte des globalen Experimentes mit dem Klima des Planeten systematisch so umgedeutet worden, dass es ein ganz gefährliches Experiment mit dem Planeten ist, dass die menschliche Lebensweise und ihre Grundlagen gefährdet. Das würde jetzt nicht dem widersprechen, dass man erst einmal versucht, Klimageschichten hermeneutisch auseinanderzunehmen. Was da passiert ist und wie das Phänomen des anthropogenen globalen Klimawandels »denkbar« geworden ist. Ich sage sogar auch, dass diese Problematik mit den Ursachen und Folgen mit in den Diskurs reingenommen werden muss, weil dies eben auch diskursiv organisiert wurde. Auch das Denken in Ursachen und Folgen ist diskursiv organisiert. Trotzdem bleibt am Ende (...)

Jürgen Spitzmüller

Ich glaube, dass Diskursanalysen das verkomplizieren. Die Frage, die bei anderen Disziplinen oft im Vordergrund steht, ist: Wie funktioniert etwas, wie können wir dieses und jenes machen? So einfach ist das bei Diskursanalysen nicht.

Nachdem meine Dissertation, in der es um Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Sprachwissenschaft und der sog. ›Öffentlichkeit‹ ging, publiziert war (Spitzmüller 2005), wurde ich von Linguisten immer wieder gefragt, wie sich die Linguistik denn nun besser ›verkaufen‹ könnte. Ich musste Ihnen antworten: »Es tut mir leid, das weiß ich nicht. Im Gegenteil: Nachdem ich diesen Diskurs analysiert habe, bin ich pessimistischer denn je, was das Verhältnis Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit angeht; das kann einfach nicht funktionieren«. Im Grunde war es so: Je genauer ich mir den Diskurs angesehen habe, desto weniger Lösungen hatte ich. Am Ende musste ich dann sagen: »Ich habe keine Lösungen, und das wird wahrscheinlich so bleiben. Ihr könnt zwar weiter versuchen, die ›Öffentlichkeit‹ mit euren linguistischen Einschätzungen zu erreichen, aber macht euch lieber nicht zu viele Hoffnungen«.

Diskursanalyse ist für mich also eher immer etwas gewesen, was mich gelehrt hat, dass die Sachen so komplex sind, durch die jeweilige historische Verortung und durch die unterschiedlichen lebensweltlichen Verortungen, dass man einfache Schematiken, wie sie oft verlangt werden, aus der Diskursperspektive schlicht nicht ›problemlösend‹ anbieten kann. Vielleicht ist das aber gerade die Stärke der Diskursperspektive, dass man immer wieder zu dem Schluss kommt: So einfach, wie ich gedacht habe, ist das nicht.

Wolf-Andreas Liebert

Das würde ich voll unterstreichen. Das war bei den »Wissenstransformationen« (Liebert 2002) genau das gleiche. Du hattest da diese großen Versprechungen der Wissensgesellschaft: Alles vermitteln, die Leute sollen Naturwissenschaften lernen. Aber wenn man sich das genauer anguckt, dann erkennt man, dass dies eigentlich gar nicht möglich ist. Man kann eher sagen, dass es nicht möglich ist, als dass es möglich ist. Einfach weil man ganz unterschiedliche Mechanismen hat und es ist ganz klar, dass du in der populären Kultur ganz bestimmte Verarbeitungsmechanismen hast. Da sind Medien als Akteure, die ganz bestimmte Produktionsschemata haben, praktisch als Basisdefinition ihres Geschäfts. Das ist strukturell nicht mit der wissenschaftlichen Wissensproduktion kompatibel. Das ist halt angelegt im System selber. Da müsste man das System der Nachrichtenproduktion komplett unterlaufen. Ich würde es hier nur unterstreichen, dass die Desillusionierung oft das Ergebnis einer Diskursanalyse ist, nur kann man das schlecht vermarkten. Da kann ich jetzt nicht als Politikberater auftreten.

Willy Viehöver

Vielleicht kann ich das in Bezug auf die eben angesprochene Desillusionierung auch noch sagen. Klar kann es sein, dass man sagen kann, man hielte besser jetzt den Mund, und sich entsprechend aus bestimmten (naturwissenschaftlichen) Debatten heraus. Aber man könnte, bleiben wir beim Beispiel Klimawandel, auch zum Beispiel sagen, selbst wenn sich die Geschichte von einem anthropogenen globalen Klimawandel heute gegen-

über konkurrierenden Deutungen (etwas den Deutungen der Klimaskeptiker) durchgesetzt hat, und einige versprachen sich davon ja einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel, etwa in Bezug auf das gesellschaftliche Naturverhältnis und eine entsprechende nachhaltige Wirtschaftsweise. Auch wenn einmal festgestellt worden ist, dass das Narrativ der globalen Erwärmung das einzige in Deutschland ist, das heute von den Leuten noch als legitim akzeptiert wird, dann kann es trotzdem sein, dass diese Deutung von innen her okkupiert wird, etwa dadurch, dass der Schwerpunkt der Interpretation von Nachhaltigkeit nun nicht mehr auf den ökologischen und den sozialen Aspekt, sondern auf den ökonomischen Aspekt gelegt wird. Am Ende verändern sich dann die Vorstellungen davon, welche nachhaltige Lebens- und Wirtschaftsweise in einer Art und Weise, dass sie denjenigen wieder gleichen, die die Vertreter der Global Warming These ursprünglich einmal ändern wollten. Diskurskoalitionen können ein dominierendes Deutungsmuster oder ein Narrativ also von innen her okkupieren und so re-definieren, dass letztlich doch alles weitergeht wie bisher, was in der Klimadiskussion aktuell faktisch auch passiert. Da kann ich dann als Diskursanalytiker dann auch sagen: Ich kann euch diesbezüglich desillusionieren, dass sich tatsächlich etwas grundlegend geändert hat.

Jürgen Spitzmüller

Meine Antwort war dann immer – was aber vielleicht auch nur eine Ausflucht war: Ich kann euch zwar keine Lösung anbieten, aber was ich euch anbieten kann, sind Erklärungen dafür, warum ihr nicht verstanden werdet. Wichtig ist ja, dass man sich selbst überhaupt klar macht, weshalb eine Situation überhaupt so komplex ist, wie sie ist. Ich glaube, dass genau das der große Nutzen der Diskursanalyse ist: dass man zeigen kann, wie komplex die Welt ist und warum sie so komplex ist. Natürlich kann man versuchen, diesen Nutzen zu instrumentalisieren, aber das ist sehr viel schwerer als ein einfaches Handlungsrezept zu vermarkten und pressekompatibel aufzubereiten. Nach dem Schema wird es nicht laufen.

Reiner Keller

Das ist ja dann das Geschäft der Kommunikationsberatung, der PR usw.

Jürgen Spitzmüller

Ja, und die sind darin ja auch viel besser als wir!

Achim Landwehr

Genau deswegen würde ich die Idee der Beschreibung nicht allzu tief hängen. Also zwischendurch hatte ich den Eindruck, vor allem bei einer oder anderen Bemerkung: Das ist ja wieder *nur* Beschreibung oder ich will ja wieder nur beschreiben oder reicht es, wenn wir *nur* beschreiben. Ich denke immer, eine wirklich gelungene Beschreibung ist immer schon wesentlich mehr als *nur* Beschreibung und sowieso eine hohe Kunst *per se*, die ich sehr hoch halten würde. Gerade der Desillusionierungseffekt, der ja tatsächlich damit einhergeht, der macht für mich deutlich, dass die Differenzierung, die wir jetzt eingeführt haben – und hier ja jetzt auch schon öfter diskutiert und problematisiert ha-

ben – von vorneherein nicht in der Schärfe gegeben ist: nämlich die Unterscheidung zwischen »deskriptiv« und »dekonstruktiv«. Desillusionierung ist vielleicht der erste, zweite oder auch dritte Schritt zur Dekonstruktion und noch nicht das Ende, aber auf jeden Fall schon ein sehr wichtiger Schritt in genau diese Richtung. Auch die Differenz zwischen »beschreibend« und »erklärend«: In dem Moment, in dem ich das hinkriege, durch Beschreibung zu desillusionieren, bin ich schon auf dem Weg zu erklären. Vielleicht nicht in der streng analytischen Trennung, wie man das methodologisch ansonsten festmacht, aber ich würde das – wie gesagt – sehr hoch hängen, wenn ich von mir sagen könnte, dass ich eine gelungene Beschreibung hingekriegt hätte.

Wolf-Andreas Liebert

Dann würden wir also sagen, dass wir Kunst machen und keine Wissenschaft?!

Achim Landwehr

Nein, nicht Kunst! Ich weiß aber auch nicht, ob Wissenschaft. Da kommen wir jetzt wirklich in wissenschaftstheoretische Gefilde. Also ich denke zum Beispiel nicht – und da kann ich jetzt auch nur für die Geschichte sprechen, oder für Geschichte als Wissenschaft, die sich selber auch Geschichtswissenschaft nennt –, dass es im streng wissenschaftstheoretischen Sinn keine Wissenschaften sind. Das sind gute Beschreibungen. Weswegen es aber noch lange keine Kunst ist, denn sie muss methodisch kontrolliert und nachvollziehbar sein und darf eine ganze Menge nicht tun, die Kunst tun dürfte. Aber wie gesagt, nach wissenschaftstheoretischen Maßstäben denke ich – und das sagen auch eine ganze Menge von Wissenschaftshistorikern –, kann das nicht als Wissenschaft durchgehen.

Willy Viehöver

Ich hatte schon das Gefühl, dass da jetzt wieder mehrere Dinge sind, die hier zusammenkommen. Also einmal könnte man ja fragen, ob wir uns darauf beschränken wollen, gute, d.h. dichte Beschreibungen im Sinne Clifford Geertz zu machen? Offen ist dabei, ob diese dann einen Desillusionierungseffekt haben oder nicht. Da könnte man jetzt sagen, das finde ich auch gut und da möchte ich mich jetzt als Diskursanalytiker auch darauf beschränken. Wenn ich jetzt aber danach frage, könnt ihr denn mit dem, was ihr da als Diskursanalytiker macht, auch irgendetwas *erklären*? Dann muss ich natürlich auch wieder danach fragen, was ich mit erklären meine. Vielleicht kann man das jetzt gar nicht hinreichend klären, aber diese Frage kann man dennoch offenhalten. Bei Weber in *Wirtschaft und Gesellschaft* gibt es im § 1 diese ambivalente Formulierung, wonach die Aufgabe der Soziologie darin bestünde soziales Handeln deutend zu Verstehen »und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich zu erklären« (Weber 1980: 1). Was *er* damit genau meinte, wird man vermutlich nie abschließend klären können, gleichwohl stellt sich die Frage nach der Erklärungskraft von Diskursanalyse auch für Diskursanalyse, zumal in den Politikwissenschaften.

Ein anderer Punkt der hier hereinspielt, ist dabei die Frage nach den dekonstruktiven versus rekonstruktiven Vorgehensweisen. Ich würde mich immer so verstanden haben,

dass ich erst einmal versuche, mit Blick auf Sinnverstehen und Bedeutungsrekonstruktion mit dichten Beschreibungen unterschiedliche Deutungsmuster und Narrative in Diskursen zu *rekonstruieren*. Ich kann mir aber auch gut vorstellen einen Schritt weiter zu gehen und zu sagen, ich schaue mir zwei Diskurskoalitionen an, die miteinander kollidierende Deutungen hinsichtlich eines Phänomenbereiches haben, unter dem Blickwinkel ihrer blinden Flecken. Dies ginge über eine Beschreibung in rekonstruktiver Absicht hinaus. Man könnte ja zum Beispiel auch als Diskursanalytiker hingehen und die Geschichte von den in den Deutungskämpfen verstrickten Leuten angucken, dann könnte man sagen, Diskurskoalition oder Gruppe 1 verstrickt sich in diese oder jene Widersprüche. Wenn ich mit Blick auf die konkurrierenden Deutungen Forderungen nach Konsistenz und Kohärenz erhebe, dann habt ihr da oder da Probleme und die Gruppe 2 hat andere Inkonsistenzen oder Inkohärenzen. Und wenn ich darauf hinweise, dann könnte ich Diskursanalyse in diesem Sinne auch zu dem Zweck betreiben, dass ich versuche, die beiden konkurrierenden Deutungen oder Narrative in irgendeiner Form zu dekonstruieren und auf Brüche hinweisen. Man könnte entsprechend die Brüche, Sollbruchstellen oder blinden Flecken der jeweiligen Diskurse aufzeigen. Das ist meines Erachtens ohne rekonstruktive Verfahren, die die konkurrierenden Positionen und Deutungen der beteiligten Akteure herausarbeiten und typisieren, nicht möglich. Es gibt ja auch genügend Fälle, wo man einfach mit Diskursanalyse Geld verdienen will oder muss, und dann muss ich auch so etwas machen und kann mich nicht auf die bloße Beschreibung beschränken.

Werner Schneider

Also ich muss ganz ehrlich sagen, ich habe jetzt schon Verständnisprobleme mit der Diskussion. Als erstes leuchtet mir Folgendes überhaupt nicht ein: Wenn ich eine Beschreibung liefere – das leuchtet mir schon ein – dann kann die gut oder schlecht sein. Aber dass eine Beschreibung *per se* desillusionierend ist, das verstehe ich überhaupt nicht.

[lauter Einwand verschiedener Teilnehmer: Das hat so auch keiner gesagt, nicht *per se*!] Naja. Aber »eine gute Beschreibung hat wohl immer auch desillusionierende Effekte«. Vielleicht habe ich es auch falsch verstanden, das mag ja sein. Müssten wir mal zurückspulen. Also eine Beschreibung, die kann gut oder schlecht sein oder angemessen oder nicht angemessen, aber die Kriterien dafür, die müsste man ja erst einmal offenlegen. Die Desillusionierungskapazität, oder wie man es auch immer formulieren möchte, wäre dann doch überhaupt so zu verstehen, dass man sagt: In einer Beschreibung wird immer auch deutlich, dass die Wirklichkeit, so wie sie beschrieben wurde, auch anders hätte sein können. Nur so kriege ich auch überhaupt eine Richtung in die Desillusionierung. Das ist für mich in einer Beschreibung nicht *per se* inhärent. Man müsste also dann sagen: Wenn Diskursanalyse beschreiben will und da hinkommen will, dann muss es mehr als nur Beschreiben sein. Zweiter Punkt: Mit »Erklären und Verstehen« würde ich uneingeschränkt zustimmen, Willy. Im Kontext von Diskursanalyse ist es mir jedoch noch unklar. Man kann natürlich immer schnell sagen, dass man was erklären oder verstehen will, und dass das eine mit dem anderen etwas zu tun hat. Aber wie man es in einer Diskursanalyse sauber in Einklang bringt, ist mir momentan und auch schon immer

nicht wirklich klar. Das Dritte, was mir in meinem eigenen Denken klarer ist als das Erklären und Verstehen, das wäre diese Begrifflichkeit von Dekonstruktion und Rekonstruktion. Was du vorhin meintest, dass man da erst einmal grundlegend anfangen müsste, damit bin ich völlig einverstanden. Aber jetzt nur einmal ganz simpel vorausgeschickt. Ich würde für mich immer versuchen in Anspruch zu nehmen, *dass* man rekonstruktiv vorgeht. Und *indem* man rekonstruktiv vorgeht, also wenn man die Rekonstruktionsprinzipien von Wirklichkeit in Diskursen, in Handlungen oder wo auch immer versucht zu rekonstruieren, kann man natürlich auch zeigen, was die jeweils dafür, also für diese Rekonstruktionsprinzipien grundlegenden Annahmen waren, die man dann als solche schließlich auch in Frage stellen kann. Man kann halt fragen, vor welchem Hintergrund die angemessen sind, oder wo sie unangemessen sind. So dass ich also *summa summarum* sagen würde, dass ich mich mit einem Beschreiben nicht zufrieden geben würde, mit Erklären und Verstehen habe ich Probleme und schrecke davor zurück, und mit Rekonstruktion, das würde ich jetzt in Anspruch nehmen, weil ich sage: Erst wenn ich etwas rekonstruiere, kann ich ansatzweise dekonstruieren, und dekonstruieren wäre dann für mich Kritik. Das wäre für mich die Kurzfassung der Diskussion. Dann glaube ich, dass wenn ich das so sehe, ich nicht so schnell auf Konsens stoßen würde. Ich glaube, dass man das an vielen Stellen auch ganz anders sehen könnte. Aber bei diesem Erklären und Verstehen stellen sich mir eigentlich die größten Fragezeichen. Gerade jetzt vor dem Hintergrund der Diskussion.

Wolf-Andreas Liebert

Ich denke, dass du, Willy, es sehr deutlich gemacht hast, wie das mit dem Erklären zustande gekommen ist. Wenn ich abhängige und unabhängige Variablen brauche, dann muss ich natürlich auf ein Rezept rekurren. Und ich denke, dass es klar ist, dass es in der Form sehr schwierig ist.

Werner Schneider

Aber trotzdem wollen wir den Anspruch von Erklären in der Diskursanalyse nicht aufgeben? Ist es das, was ihr meint?

Wolf-Andreas Liebert

Aber dann braucht man natürlich letztlich ein größeres Ursache-Wirkungsmodell. Dann muss man halt sagen: Ich habe hier bestimmte Phänomene und die kann ich durch ein Ursache-Wirkungsmodell prognostizieren.

Willy Viehöver

Am Ende gehen für mich jetzt zu viele Dinge durcheinander. Ich könnte mich zwar darauf einlassen zu sagen, *Rekonstruktion* ist eine Voraussetzung, um *dekonstruieren* zu können. Ich glaube aber, dass ein paar andere Leute aus dem Kreis der Diskursanalytiker das so gar nicht sehen würden. Ich habe zum Beispiel das Gefühl, dass auch da, z.B. bei der erwähnten Ratgeberliteratur – du hast dann da einfach einen Text genommen und dann gesagt, ich versuche jetzt hier Brüche in diesem Text zu identifizieren. Meine Frage ist

aber, woher kommt dies denn und woher nimmt jemand die Kriterien für die Feststellung eines Bruchs? Ich hätte dann halt immer gesagt: Mich interessiert eher, wenn da verschiedene Akteure im Kampf um Deutungshoheit miteinander sind, welche Brüche identifizieren diese beteiligten Akteure dann bei dem jeweils anderen. Das finde ich dann soziologisch interessanter. Diese »Dekonstruktionen« rekonstruiere ich dann wiederum. Da kann man dann hinterher vielleicht aus einer Metaperspektive sagen, das und das sind die Gründe, weshalb die in den Diskursen involvierten Akteure und Akteurskoalitionen sich nicht »verstehen« können oder systematisch aneinander vorbeireden. Das wäre für mich dann auch der Versuch einer Kritischen Diskursanalyse. Wobei ich dann aber noch etwas hinterherschieben muss. Also was in der Kritischen Diskursanalyse selten klar gemacht wird, was überhaupt die Kriterien für Kritik und social wrongs sind. Ich könnte halt auch sagen, augenscheinlich gehöre ich der gleichen ideologischen »Gruppe« an, aber die müsste ich ausweisen.

Jürgen Spitzmüller

Also, ich weiß nicht. Ich denke auch, dass man das Ganze noch einmal wirklich ausführlich diskutieren müsste. Vielleicht habe ich auch einen zu naiven Erklärungs begriff. Aber ich denke, man müsste zunächst erst einmal erklären, warum bestimmte Prozesse in irgendeiner Art und Weise offenbar geregelt ablaufen, in einer Form, die ich zunächst einmal nicht verstehe. Konkret denke ich hier an bestimmte Argumentationen, die ich nicht nachvollziehen kann, die aber immer wieder auftauchen und offenbar für andere Akteure plausibel sind. Da denke ich dann, dass es etwas geben muss, was ich zunächst einmal verstehen und für mich klären muss, um zu verstehen, warum das Argument »funktioniert«. Das ist im Grunde das, was Achim (Landwehr) heute Vormittag auf die Frage geantwortet hat, was Diskursanalyse für ihn ist – wenn ich ihn richtig verstanden habe – sagen zu können, was »Wirklichkeit« ist und wie sie kontrolliert ist.

Und weil die Wirklichkeit diskursiv konstituiert ist, entzaubert Diskursanalyse letztlich immer auch das Habermas'sche Ideal, demzufolge wir mit guten Argumenten letztlich immer zum »richtigen Ergebnis« kommen. Hier findet eine fundamentale Desillusionierung statt, indem die Diskursanalyse zeigt: Es gibt nicht »die Wahrheit« und »die guten Argumente«, die man nur lange genug suchen und klar genug vortragen muss. Nicht der Konsens, sondern das Missverstehen bestimmt unsere Welt, die Tatsache, dass die Leute sich vielfach *nicht* verstehen. Und warum das so ist, dass Menschen sich nicht verstehen – das zu erklären ist mein linguistisches Interesse am Diskurs.

Wolf-Andreas Liebert

Man müsste den Erklärungs begriff halt schon genau fassen. Ich würde da schon fast nur von plausibilisieren sprechen, obwohl man damit wenig reüssiert. Aber letztendlich ist es schon eine Plausibilisierung. Du hast ja von Dilthey (1958) diesen Begriff vom Erklären und Verstehen, und von dieser Tradition muss man sich ja schon ein wenig abgrenzen. Erklären machen die Naturwissenschaften, Verstehen machen die Geisteswissenschaften. Und bei Erklären ist damit gemeint, dass du für bestimmte Phänomene ein funktionsfähiges Ursache-Wirkungsmodell hast. Da hast du beim Ozonloch drei verschiedene

Modelle und irgendwann hast du eins (das mit großer Kälte und bla und bla). Das ist aber reproduzierbar und du kannst es immer nachweisen. Du hast dann ein Modell, aus dem du schließen kannst, wie sich die Welt verhält – also eine deterministische Vorstellung. Oder eben bei der Quantentheorie eine halb-deterministische Vorstellung. Aber die sind dann exakt und beinhalten spezifische Wahrscheinlichkeiten. Das ist das, was ich von unserer Tradition her als Phänomen des Erklärens verstehe. Jetzt kann man natürlich sagen: Okay, ich habe einen anderen Begriff von Erklären, aber da müsste man den davon tatsächlich abgrenzen. Damit man nicht in diese Gefilde reinkommt. Eigentlich denke ich, dass wir nur plausibilisieren. Wir haben nicht diesen Anspruch und auch nicht diese deterministische Vorstellung. Das ist in dem Diskursbegriff auch nicht angelegt. Von daher würde ich sagen, dass wir es nur plausibilisieren können.

Jürgen Spitzmüller

Ja. Wir liefern nur Hypothesen, warum etwas funktioniert.

Wolf-Andreas Liebert

Wir sind nicht nur Diskursforscher, sondern auch Teilnehmer am Diskurs und bringen das da ein. Vielleicht gelingt es uns, das in Zukunft geschickter zu machen. Deshalb gibt es ja auch diese Netzwerktreffen, damit wir uns da verbessern. Das ist aber gut, weil uns ja jetzt sozusagen auch schon formieren. Aber letztendlich sind wir da selbst im Diskurs und kommen da auch nicht raus. Oder wer es geschafft hat, der soll da bitte mal berichten.

Reiner Keller

Ich würde das mit dem Erklären im Grund auch so sehen: Das hängt durchaus mit Deskription und Verstehen zusammen. Deskription ist halt ein Weg oder ein Teil des Verstehens, der Möglichkeit des Verstehens. Erklären ist das für mich insoweit schon. Max Weber (1972) hat natürlich in seiner Soziologiedefinition am Anfang von »Wirtschaft und Gesellschaft« das ›Ursächliche‹ auch noch mit drin, aber dennoch glaube ich kann man sehen, dass es keinen Täter hinter der Tat und keine Erklärung hinter dieser Erklärung gibt. Das heißt: Hinter dieser Deskription und den Elementen, die ich damit relevant mache, gehe ich nicht nochmal auf eine andere Ebene als Erklärungsweg. Ich sage nicht: Gesellschaftsstruktur! Funktionale Differenzierung! Wenn das nicht Teil meiner Deskription sein kann, dann kann ich das nicht nehmen, um zu sagen: Das ist eigentlich DIE Erklärung dafür, dass sich der Diskurs SO entwickelt hat. Oder: der kapitalistische Staatsapparat ... Das wären sozusagen all diese anderen Erklärungsvarianten, die Kausalmodelle irgendwie haben. Aber im Sinne der Plausibilisierung und des Erklärungsbegriffs würde ich durchaus für so eine Variante eintreten. Aber ich würde nicht sagen, dass das der Begriff der Kausalerklärung ist. Beispielweise lässt sich das bei Bruno Latour ganz schön verdeutlichen. In der *actor-network-theory* geht man so vor: Ich analysiere diese Technologie-Entwicklung und dadurch erkläre ich sie. Halt nur durch die Elemente dieser Analyse und nicht durch etwa, was ich da von außen herein zaubere. Obwohl: So ganz hält er das nicht durch – bei »Aramis«, der automatisierten Pariser Metro lautet die Er-

klärung: Sie wurde nicht genügend geliebt, deswegen hat man sie nicht realisiert (Latour 1992).

Wolf-Andreas Liebert

Ich erkläre, indem ich beschreibe?

Reiner Keller

Ja genau. Durch die rekonstruktive Beschreibung. Das ist die einzige plausible Erklärungsform, die nicht eine dritte Variable oder eine verborgene Größe heranzieht.

Jürgen Spitzmüller

Was du also am Ende machst ist, dass du einen fremden Diskurs nimmst und diesen in deinen eigenen überträgst. Das ist die Beschreibung. Erklären ist also das Einordnen dessen was man sieht, in die eigene Diskurswelt.

Achim Landwehr

Deswegen habe ich auch Probleme mit dem Rekonstruktionsbegriff. Rekonstruktion – zumindest nach dem strengen Wortsinn – sieht für mich so aus, als würden wir nur die Puzzle-Teile zusammensetzen. Das Bild, das wir dann vor Augen haben, soll uns dann zeigen: So war es! Genau da, finde ich, nehmen wir uns zu viel heraus. Das ist nicht nur einfach eine Rekonstruktion, es ist tatsächlich ein diskursives Weiterschreiten auf eine andere Art und Weise. Von daher würde der Begriff der Beschreibung für mich einfach besser passen, weil er nicht nur passivisch ist, sondern in Form der Beschreibung auch aktiv wird. Also: Ich als derjenige, der hier Diskurse analysiert, bin auch aktiv schon wieder daran beteiligt, dies eben auf andere Art und Weise fortzusetzen oder zu übertragen oder sonst irgendwas. Rekonstruktion führt hier ein wenig auf die falsche Fährte; als stünde man außen und hätte den göttergleichen Blick von oben und sagt: So, jetzt erzähl ich euch mal, was da abläuft.

Willy Viehöver

Also heißt das, dass du diese Unterscheidung ganz verwerfen würdest?

Achim Landwehr

So weit würde ich jetzt spontan nicht gehen wollen. Aber problematisieren zumindest.

Wolf-Andreas Liebert

Ich würde sagen, dass das, was Achim Landwehr da jetzt mit einbringt, das bringt in den Blick, dass du selber den Diskurs wieder weiterschreibst. Also positionierst du dich da wieder, wie wir uns auch jetzt hier positionieren...

Achim Landwehr

Wenn wir unsere eigenen Vorgaben ernst nehmen, dann muss das so sein.

Werner Schneider

Das ist für uns in der Soziologie nun deshalb ganz schwierig, weil der Rekonstruktionsbegriff in der qualitativen Forschung eigentlich das ganz stark macht, dass Rekonstruieren eigentlich ein Konstruieren – im Sinne eines perspektivischen Nach-Konstruierens – ist. Dein Einwand ist also genau mit dem Begriff verbunden. Aber du hast völlig recht mit dem Grundproblem.

Jürgen Spitzmüller

Wir würden als Linguisten (mit Blommaert 2005: 47 f.; Bauman/Briggs 1990) eher von De- und Re-Kontextualisierungs- oder Textualisierungsprozessen (entextualization) sprechen...

Wolf-Andreas Liebert

Als Diskurslinguist würde ich sagen: Ich schreibe den Diskurs weiter, indem ich Diskursanalyse mache. Ich kann mitschreiben, gegenschreiben, ich kann auch subversiv schreiben.

Werner Schneider

Genau, absolut, klar.

Reiner Keller

Welchen Diskurs schreibst du weiter, den linguistischen?

Wolf-Andreas Liebert

Das kommt darauf an. Je nachdem bist du sofort in einer anderen Arena.

Vorläufiges Ende der Diskussion, Aufbruch.

Literatur

- Arrhenius, S. (1896): Ueber den Einfluss des atmosphärischen Kohlensäuregehalts auf die Temperatur der Erdoberfläche. Stockholm: Norstedt & Söner.
- Bauman, R./Briggs, C. (1990): Poetics and Performance as critical perspectives on language and social life. In: Annual Review of Anthropology 19, S. 59–88.
- Benford, R. D./Snow, D. A. (2000): Framing Processes and Social Movements: An Overview and Assessment. In: Annual Review of Sociology Vol. 26, S. 611–639.
- Blommaert, J. (2005): Discourse. A critical introduction. Cambridge: Cambridge University Press.
- Carson, R. (1962): Silent Spring. Boston: Houghton Mifflin Company.
- Dilthey, W. (1958): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Stuttgart, Göttingen: Teubner, Vandenhoeck & Ruprecht. 2., unv. Aufl., (=Gesammelte Schriften; VII).
- Geertz, C. (2003): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 2. Auflage. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hann, J. (1896): Die Erde als Ganzes, ihre Atmosphäre und Hydrosphäre. Hann, J./Brückner, E./Kirchhoff, A. (Hrsg.), Allgemeine Erdkunde. Prag, Wien und Leipzig: Tempsky und Freytag.

- Keller, R. (2009): Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. 2. Aufl. Opladen: VS-Verlag.
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Latour, B. (1992): *Aramis ou l'Amour des techniques*. Paris : La Découverte.
- Lévi-Strauss, C. (1975): *Strukturelle Anthropologie II*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1977): *Strukturelle Anthropologie I*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Liebert, W.-A. (2002): *Wissenstransformationen. Handlungssemantische Analysen von Wissenschafts- und Vermittlungstexten*. Berlin, New York: de Gruyter (=Studia Linguistica Germanica; 63).
- Rayfield, J. R. (1972): What is a Story? In: *American Anthropologist* 74, S. 1085–1106.
- Ricœur, P. (1991): *The Creativity of Language*. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection & Imagination*. New York: Harvester/Wheatsheaf, S. 463–481.
- Ricœur, P. (1991): *Myths as a Bearer of Possible Worlds*. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection & Imagination*. New York: Harvester/Wheatsheaf, S. 482–490.
- Ricœur, P./Greimas, A.J. (1991): *On Narrativity: Debate with A. J. Greimas*. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection & Imagination*. New York: Harvester/Wheatsheaf, S. 287–299.
- Schneider, S. H. (1989): *Global Warming: Are We Entering the Greenhouse Century?* San Francisco: Sierra Club Books.
- Schneider, S. H. / Mesirov, L.E. (1976): *The Genesis Strategy: Climate and Global Survival*. New York: Plenum Pub Corp.
- Spitzmüller, J. (2005): *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Titscher, S./Wodak, R./Meyer, M./Vetter, E. (1998): *Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick*. Wiesbaden: Opladen.
- Ulrich, P./Keller, R. (2014): *Comparing Discourse Between Cultures. A Discursive Approach to Movement Knowledge*. In: Baumgarten, B., Daphi, P., Ulrich, P. (Hrsg.): *Conceptualizing Culture in Social Movement Research*. Hampshire: Palgrave, S. 113-139.
- Viehöver, W. (1997): *Ozone thieves and hot house paradise epistemic communities as cultural entrepreneurs and the reenchantment of sublunar space : a sociological analysis of the media discourse on the greenhouse effect in the Federal Republic of Germany 1970-1995*. Florenz: EUI.
- Weber, M. (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Studienausg., 5., rev. Aufl. Besorgt von Johannes Winkelmann, Tübingen: Mohr.
- White, H. (1990): *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt/Main: Fischer.

Review

Herzog, B. (2017):
 Discourse Analysis as Social Critique:
 Discursive and Non-Discursive Realities
 in Critical Research.
 London: Palgrave Macmillan UK.

In seiner neuesten, sehr lesenswerten Monographie *Discourse Analysis as Social Critique: Discursive and Non-Discursive Realities in Critical Social Research* legt Benno Herzog einen umfangreichen Vorschlag für eine Zusammenführung soziologischer und genealogischer Spielarten der empirischen Diskursanalyse mit normativer Kritik postmarxistischer Prägung vor. Dabei geht es Herzog nicht nur darum, das Verhältnis zwischen Emanzipation und Genealogie theoretisch zu bestimmen, sondern dezidiert um die Formulierung eines Ansatzes, der sich auch für empirische Forschungsvorhaben brauchbar machen lässt. Die Widmung des Buches gilt »allen erniedrigten, geknechteten, verlassenem, verächtlichen Wesen« und paraphrasiert somit Karl Marx Beschreibung jener Verhältnisse, die radikale Kritik umwerfen müsse, indem sie »ihre praktische Energie« entfalte (Marx 1844, S. 7). Diesem Grundsatz entsprechend ist *Discourse Analysis as Social Critique* vom Anliegen geprägt, die Diskursanalyse für eine emanzipative, intervenierende Gesellschaftskritik fruchtbar zu machen, die das Aufzeigen von Kontingenz und Machtwirkungen zwar ernst nimmt, aber dennoch darüber hinauszugehen vermag. Statt in einer reinen Dekonstruktion des Sozialen zu verharren, so Herzog, müsse die diskursanalytische Forschung einen Beitrag zu einem emanzipativen sozialen Wandel leisten. Um dies zu erreichen, schlägt Herzog eine theoretische Anreicherung der Diskursanalyse mit sozialphilosophischen Überlegungen und Konzepten der Frankfurter Schule, insbesondere der Anerkennungstheorie von Axel Honneth und einem damit einhergehenden immanenten Kritikbegriff vor. Zugleich soll durch eine Auswahl an diskursanalytischen Werkzeugen ein »empirisches Defizit« in der kritischen Theorie behoben werden. Hierzu zieht Herzog in erster Linie Ansätze heran, die in verschiedener Hinsicht auf Michel Foucaults Diskursverständnis und seine späteren

Vorlesungen zur Geschichte der Gouvernementalität rekurrieren, etwa Chantal Mouffes und Ernesto Laclaus hegemonietheoretischen Ansatz, die Wissenssoziologische Diskursanalyse Reiner Kellers oder aber die Dispositiv-Analyse Andrea Bührmanns und Werner Schneiders. Das Buch behandelt so ein beeindruckendes sozialtheoretisches Spektrum, das den Kanon der linkshegelianischen Tradition und soziologische Entstehungskontexte der Diskursanalyse ebenso prägnant erörtert, wie zeitgenössische Ansätze kritischer, antiessentialistischer Diskursanalyse und immanenter Kritik. Dabei bietet *Discourse Analysis as Social Critique* eine ausgesprochen zugängliche Lektüre. Die Diskussion ist reichlich mit veranschaulichenden Beispielen aus fiktiven Alltagssituationen und aktuellen politischen Auseinandersetzungen versehen und zeichnet sich durch einen klaren, engagierten Argumentationsstil aus.

Im Folgenden möchte ich einige Hauptlinien in Herzogs Argumentation und Vorgehensweise nachzeichnen und kritisch beleuchten. Dabei möchte ich insbesondere das propagierte Kritikverständnis diskutieren und auf Herzogs Vorschläge zur Erforschung der gegenseitigen Reproduktion diskursiver und nicht-diskursiven Realitäten eingehen. Schließlich möchte ich auf einige Herausforderungen verweisen, die sich meines Erachtens bei der angestrebten Folgerung von gesellschaftsimmanenten normativen Inhalten auf Gewissheiten über die richtigen Formen und Ziele eines emanzipativen gesellschaftlichen Wandels ergeben.

Im ersten von drei Hauptkapiteln positioniert sich Herzog auf Seiten eines immanenten Kritikbegriffs, der sich in Anlehnung an Honneths Theorie der Anerkennung als »kontextgebundener Universalismus« versteht. Um die Entstehungsgeschichte eines solchen Kritikverständnisses zu rekonstruieren widmen sich größere Teile des Kapitels einer chronologischen, eingängig verfassten Darstellung der Frankfurter Schule, sowie der früheren linkshegelianischen Philosophie von Hegel, über Ludwig Feuerbach und Max Stirner zu Marx. Grundsätze zu Möglichkeit und Sinn von Kritik entwickelt Herzog unter Rückgriff auf Honneth, sowie auf weitere zeitgenössische Theoretiker wie Rahel Jaeggi oder Titus Stahl. Eine zentrale Abgrenzungsfunktion übernimmt dabei die Differenzierung zwischen externer, prozedu-

raler, interner und immanenter Kritik (S. 22–33). Zu externen und prozeduralen Ansätzen zählt Herzog etwa John Rawls Gerechtigkeitstheorie, aber auch Habermas' Diskursethik. Gegen die vermeintliche Identifikation universell gültiger emanzipativer Normen und Verfahren führt er unter Rückgriff auf Foucault und Bourdieu die These des Ineinandergreifens von Macht, Normen und Wissen an:

»[...] there are good reasons to think that the Habermasian discourse is a prestructured, powerful, particular and exclusive way of interacting with its own normative basis.« (S. 27)

Interne Kritik habe derartigen Ansätzen gegenüber den Vorzug, dass sie sich an gesellschaftsimmanenten Normen orientiere. Um jedoch über das Bemängeln interner Widersprüche hinauszugehen, müsse Kritik einen transzendenten Charakter entfalten:

»Immanent critique means a normative position that is developed from existing society that not only reveals prospects for social change but also contributes to that change.« (S. 28)

In Anlehnung an Honneth und frühere Generationen der Frankfurter Schule wird so das Begriffspaar Immanenz und Transzendenz als Kennzeichen guter Kritik definiert. Kritik müsse sich aus einer Gesellschaftsanalyse heraus entwickeln, d.h. ihre Begründung in vorwissenschaftlichen moralischen Erfahrungen suchen. Zudem müsse sie durch eine strukturelle Analyse gesellschaftlicher Reproduktion über das Bestehende hinausweisen und sich auch praktisch für einen strukturellen gesellschaftlichen Wandel einsetzen (S. 32–35). Es gelte somit aus einer immanenten Analyse gesellschaftlicher Normen auf eine normative Transzendenz zu schließen.

Eine zentrale analytische Herausforderung für ein derartiges Kritikverständnis besteht daher in der Unterscheidung zwischen emanzipativen und ideologischen gesellschaftsimmanenten Normen. Hierin unterscheidet sich der von Herzog bevorzugte Kritikbegriff deutlich von einem anti-essentialistischen, historisierenden Kritikverständnis. Aus der Sicht einer genealogischen Machtanalyse erschiene es beispielsweise fraglich,

inwiefern sich der kritisch orientierte Wissenschaftler grundsätzlich dazu berufen fühlen sollte, über das Aufzeigen von Kontingenz und Machteffekte hinaus emanzipative Wertvorstellungen zu identifizieren bzw. auf welcher Grundlage eine solche Privilegierung stattfinden könne. Auch hier orientiert sich Herzog an Honneth. In der menschlichen Fähigkeit zu leiden und Leiden nachzuvollziehen, könne eine übergeordnete universale Norm ausgemacht werden, an der der (nicht-)emanzipative Charakter gesellschaftsimmanenter Normen festgemacht werden könne:

»In [Honneths] theoretical proposal, we can see the ultimate social norm, namely, that social suffering should not exist. Therefore, social critics must analyse the normative content of suffering while researching the social structure with respect to both its systematic production of suffering and its potentialities and resistances related to overcoming the production of disrespect.« (S. 60)

Um dem so verstandenen Anspruch gerecht zu werden, gesellschaftsimmanente Normen sowohl in ihrem Verhältnis zu Erfahrungen der Missachtung, als auch in ihrer symbolischen wie materiellen Reproduktion greifbar zu machen und zudem Möglichkeiten emanzipativen gesellschaftlichen Wandels auszuloten, entwickelt Herzog im zweiten Hauptkapitel ein umfangreiches diskursanalytisches Instrumentarium. Herzogs Strategie Diskursanalyse und Kritische Theorie in Dialog zu bringen, ließe sich daher in etwa wie folgt zusammenfassen: Diskursanalytische Instrumente sollen zu einer stärkeren soziologisch-empirischen Verankerung der Kritischen Theorie beitragen, während die Diskursanalyse durch eine stärker normative Orientierung für eine emanzipative Gesellschaftskritik fruchtbar gemacht werden soll.

Hierin zeigt sich eine Spezifität der von Herzog skizzierten Verbindung zwischen Kritischer Theorie und antiessentialistischer Diskursanalyse. In der Diskussion des Kritikbegriffs gilt Herzogs Erkenntnisinteresse nicht nur den philosophischen Bedingungen kritischer Analysen. Vielmehr werden auch der gesellschaftliche Sinn und die politisch-emanzipative Brauchbarkeit in der Diskussion berücksichtigt und zur Bewertung konkurrierender Kritikverständnisse herangezogen.

gen. Eine Kernthese ist dabei, dass sich die diskursanalytische Forschung einem poststrukturalistischen Kritikbegriff verschrieben habe, der seine eigene Normativität leugne. So arbeitet sich Herzog etwa an Foucault und zeitgenössischen diskursanalytischen Ansätzen ab, in dem er deren genealogisches, konstruktivistisches Kritikverständnis als »infinite regress« kritisiert (S. 55, 56) und stattdessen eine implizit normative Position in Foucaults Arbeiten zu identifizieren sucht (S. 3–4, 50). Ähnlich wie einst Nancy Fraser Foucault ein implizites Rekurrenieren auf die Werte der Aufklärung bescheinigte (1985), sieht Herzog in Foucaults Forschungspraxis eine implizite Sorge um gesellschaftliches Leiden und somit eine grundlegende Anschlussfähigkeit an Honneth und die Kritische Theorie. Bedenken, die aus der Perspektive einer genealogisch orientierten Kritik gegen die Verankerung des kritischen Projekts in einer Vorstellung von Leiden und dem daraus abgeleiteten Imperativ seiner Verhinderung als »universale Norm« herangetragen werden könnten, werden hingegen relativ wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Während Herzog in Bezug auf Habermas' Rehabilitierungsversuch der Kritischen Theorie im Foucaultschen Sinne hinterfragt, inwiefern es Verfahren geben könne, die eine Annäherung an einen herrschaftsfreien, rationalen Diskurs ermöglichen, verzichtet die Diskussion zu Honneth weitgehend auf derartige Einwände. Hierdurch entsteht eine relativ strikte »Arbeitsteilung« zwischen den beiden Strömungen, die Herzog zusammenführen möchte: Die Kritische Theorie stellt weitestgehend den Kritikbegriff, während die genealogisch und machttheoretische Diskursanalyse eher als Methode figuriert, mit dem Ziel das »empirische Defizit« der kritischen Theorie zu verringern.

Eine tiefere Diskussion der Schwierigkeiten, die an der Schnittstelle zwischen Emanzipation und Kontingenz entstehen, sowie möglicher Strategien, emanzipative und antisensationalistische, genealogische Kritik miteinander zu verbinden, wäre daher für eine weitere Diskussion zur stärkeren Verbindung zwischen Kritischer Theorie und Diskursanalyse von Relevanz. Wie kann beispielsweise die These begründet werden, dass die Verringerung von ›sozialem Leiden‹ eine moralisch-historische Konstante darstelle? Würde nicht eine historisch-genealogische Beschäftigung mit dem Begriff mit

großer Wahrscheinlichkeit auch Vorstellungen über die Sinnhaftigkeit bestimmter Leidenserfahrungen offenbaren, und, wenn ja, wie wäre dieser Befund zu bewerten? Oder, wenn statt nach der Kontingenz normativer Vorstellungen nach deren Machtwirkungen und praktischen Operationsweisen gefragt würde: Was kann ein kritischer Ansatz, der im menschlichen Leiden seine zentrale Legitimation ausmacht und gesellschaftliche Intervention anstrebt, von diskursiven Formationen lernen, die sich ebenso um den Begriff des Leidens und seiner Verringerung ranken? Hier könnten etwa der zeitgenössische Humanitarismus in der Außenpolitik westlicher Staaten oder auch der Utilitarismus der liberalen Philosophie des 19. Jahrhunderts diskursanalytisch in den Blick genommen werden, um die Sensibilität für mögliche Machtwirkungen zu schärfen. Ein weiterer Ansatzpunkt der Pluralität möglicher Verbindungen zwischen emanzipativem Anspruch und dem genealogischen Graben »unter den eigenen Füßen« (Foucault) zu begegnen, könnte zudem darin bestehen, den Kritikbegriff weiterer postmarxistischer TheoretikerInnen, die oft unter dem Begriff Postfundamentalismus figurieren, stärker zu berücksichtigen. Hier wären etwa Mouffe und Laclau, Jacques Rancière oder auch Claude Lefort zu erwähnen, die ebenso emanzipatorische Ansätze mit dem Aufzeigen des Ineinandergreifens von Macht und Wissen zu verbinden suchen, in ihren jeweiligen Ansätzen jedoch Synthesen skizzieren, die von Honneth zum Teil stark abweichen (für einen Überblick, siehe Marchart 2010). Ohne an dieser Stelle ins Detail gehen zu können, sei beispielsweise auf die Verbindung zwischen dem dekonstruktivistischen Impetus, »die Grenzen der Essenz zu schwächen« (Laclau 1990, S. 23, Übersetzung der Verfasserin) und dem emanzipativen Anspruch, die »demokratische Imaginäre« durch eine Ausweitung der Matrix von »Gleichheit und Freiheit« und der Logik egalitärer Äquivalenz zu vertiefen bei Mouffe und Laclau hingewiesen (vgl. Mouffe/Laclau 1987, S. 155, 158, 164, 175, Übersetzung der Verfasserin).

Um soziales Leiden, gesellschaftsimmanente Normen und ihre gesellschaftliche Reproduktion empirisch greifbar zu machen, führt Herzog im zweiten Hauptkapitel die Diskursanalyse als konzeptuelles Instrumentarium ins Feld. Zunächst werden in einer einleitenden Diskussion ausge-

hend von der These der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit sprachphilosophische und soziologische Entstehungskontexte zeitgenössischer diskursanalytischer Ansätze angerissen, die im weiteren Sinne auf ein Foucaultsches Diskursverständnis rekurrieren. Vor allem aber entwickelt Herzog in Anlehnung an Foucault, Mouffe und Laclau, sowie an methodologische und konzeptuelle Vorschläge von Johannes Angermüller, Reiner Keller, Andrea Bührmann und Werner Schneider einen umfangreichen Katalog an Konzepten für eine konkrete Umsetzung diskursanalytischer Arbeiten, denen das skizzierte immanente Kritikverständnis zugrunde gelegt werden soll. Die Diskursanalyse soll es ermöglichen, soziales Leiden empirisch greifbar zu machen, indem der normative Gehalt von Sprechordnungen und Praktiken rekonstruiert wird. Ein zentrales Anliegen in Herzogs Weiterentwicklung diskursanalytischer Konzepte ist es, Sprechordnungen in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu begreifen, sowie Hindernisse für die Verwirklichung emanzipativer, gesellschaftsimmanenter Normen in der symbolischen wie materiellen Reproduktion der Gesellschaft aufzusuchen. Hiermit greift Herzog zwei zentrale Auseinandersetzungen der Diskursforschung auf, die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Diskursiven und dem Materiellen, sowie die Frage nach den Grenzen des Diskurses. Herzog positioniert sich grundsätzlich für die an Mouffe und Laclau anknüpfende Sicht, dass das Diskursive mit dem nicht-Diskursiven untrennbar verwoben sei und soziale Wirklichkeit erst durch die Etablierung hegemonialer Interpretationen produziert werde. So seien Materialitäten als »structured meaningful objects« zu begreifen, die mithilfe diskursanalytischer Mittel analysiert werden könnten (S. 91). Um eine solche Perspektive methodologisch zu konkretisieren und für empirische Forschung fruchtbar zu machen, unterbreitet Herzog eine Reihe sehr brauchbarer konzeptueller und forschungspraktischer Vorschläge. Zum einen wird zwischen Diskurs in einem weiteren Laclauschen Sinn und in einem engeren Sinn als institutionalisierte Sprechordnung unterschieden. Analog dazu schlägt Herzog vor, den Begriff der Materialität für forschungspraktische Zwecke auf »physische« Materialitäten zu beschränken. Zum anderen präzisiert Herzog das Ineinandergreifen von diskursiven und nicht-diskursiven Realitäten, indem er die Diskussion ana-

lytischer Konzepte systematisch an dieser Dimension entlang entfaltet. Praktiken, Materialitäten, Wissen, Akteure, Identitäten und Subjektivitäten, Wissen, Ideologie und Weltanschauung und schließlich Macht und Herrschaft (»domination«) erfahren jeweils eine – meist vierfache – Differenzierung, die sich am Verhältnis zum Diskurs im engeren Sinn festmacht. Hiermit leistet Herzog einen ausgesprochen wertvollen Beitrag zur methodologischen Konkretisierung in der aktuellen Diskussion über das Verhältnis zwischen Materialität und Sprachlichkeit, bzw. zwischen sedimentierten sozialen Realitäten und produktiver Bedeutungszuschreibung. Außerdem zeigt er auf, wie der Bogen von der Analyse spezifischer diskursiver und nicht-diskursiver Realitäten zu allgemeineren gesellschaftlichen Strukturen und Exklusionsmechanismen analytisch geschlagen werden kann. Dabei wird ein diskursanalytisch anschlussfähiges Verständnis von Strukturen entwickelt, dass diese nicht etwa als gegebene determinierende Konstanten, sondern vielmehr als historisch, sozial (re)produzierte Beziehungsgeflechte zwischen Elementen und Akteuren begreift (S. 120). Exklusionsmechanismen werden wiederum entlang der Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Realitäten differenziert.

Discourse Analysis as Social Critique bietet so eine Fülle von Anregungen und Werkzeugen für Analysen, die sowohl die materiellen und praktischen Produktionsbedingungen diskursiver Regelmäßigkeiten, als auch ihre exkludierenden und produktiven Machteffekte in einer holistischen Gesellschaftsanalyse zu integrieren suchen.

Im dritten Kapitel stellt Herzog schließlich Beispiele vor, wie die skizzierten diskursanalytischen Mittel für eine Rekonstruktion gesellschaftlicher Normativität und Reproduktion eingesetzt und so für eine normative, strukturelle Gesellschaftskritik genutzt werden könnten. Ein Vergleich zwischen der Norm des Leistungsprinzips und der politischen Bewegung für die eherechtliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Paare illustriert hier etwa die Unterscheidung zwischen transzendenter und korrekativer Kritik: Eine normative Rekonstruktion des Leistungsprinzips, die den gesellschaftlichen Charakter individueller Leistungen berücksichtigt mache, so Herzog, in letzter Konsequenz grundlegende Veränderungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung not-

wendig und verwies daher auf einen normativen Überschuss im Sinne Honneths. Die Ehe gleichgeschlechtlicher Paare hingegen, sei zwar eine legitime Kritik formal-rechtlicher Ungleichheit, sie stelle jedoch für eine kapitalistische Gesellschaftsordnung keine strukturelle Herausforderung dar. Ein anderes Beispiel präsentiert eine Honnethsche Lesart von Migrationspraktiken als Kämpfe um Anerkennung in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären.

Im weiteren Verlauf des Kapitels wird das Potential von Analysen, die sich künstlerischen Artefakten als empirischem Material widmen ausgelotet und ein empathisches Lesen von Leidenserfahrungen in Anlehnung an Adorno entwickelt. Zur Illustration führt Herzog eine anregende Zusammenstellung verschiedenster künstlerischer Äußerungen an. Eine satirische Comic-Serie über den Berufsalltag des akademischen Nachwuchses in den US-amerikanischen Naturwissenschaften (PhD comic) illustriert die emphatische Lesbarkeit von Erfahrungen der Nicht-Anerkennung und Kämpfe um Inklusion in der Sphäre der Arbeitswelt. Rembrandts Darstellungen der Opferung Isaaks wird durch einen Vergleich mit Caravaggios Interpretation als Kritik an der Gesellschaftsordnung und dem theokratischen Weltbild des 17. Jahrhunderts gedeutet (S. 183). Franz Kafkas *Die Verwandlung* erfährt eine Interpretation als Kritik an der Dehumanisierung und Verdinglichung in der Moderne. Die Analogie zwischen Kunst und sozialer Realität mache die Kunst, so Herzog, zu einem geeigneten Eingang für eine Gesellschaftskritik, die ihren Ausgangspunkt im empathischen Verstehen von Leiden nimmt und versucht Mechanismen zu identifizieren, die das Erkennen des Leidens anderer erschweren. Das dritte Kapitel bietet so ein-sichtsreiche, prägnante Diskussionen und kreative Anregungen. Herzog plädiert überzeugend dafür, künstlerische Äußerungen als empirisches Material für diskursanalytische Arbeiten verstärkt heranzuziehen. Durch die Variation empirischen Materials und eine sorgfältige Entfaltung der Beispiele gelingt es Herzog, seinen Ansatz zu veranschaulichen und aufzuzeigen, wie eine Analyse gesellschaftsimmanenter Normen an verschiedensten Praktiken und Artikulationen fruchtbar ansetzen kann.

Sowohl die Entfaltung des analytischen Instrumentariums als auch die von Herzog herange-

zogenen Beispiele liefern so eine Menge Anregungen und Ansatzpunkte für kritische diskursanalytische Arbeiten. Bei einer gemeinsamen Betrachtung beider Kapitel erscheint allerdings die zugleich zentrale und – vor allem aus genealogischer, antiessentialistischer Sicht – äußerst schwierige Frage, wie der emanzipative Gehalt gesellschaftsimmanenter Normen im konkreten Forschungsprozess festgemacht werden kann nicht gänzlich beantwortet. Anders formuliert: Wie kann zwischen ideologischen normativen Inhalten und solchen, die als Grundlage für immanente Kritik dienen sollten im konkreten empirischen Material unterschieden werden? Herzog identifiziert diese Problemstellung als Teil des »empirischen Defizits« der Kritischen Theorie und sieht in der diskursanalytischen Rekonstruktion gesellschaftlicher Normen und dem empathischen Lesen von Leidenserfahrungen eine mögliche Lösung (siehe S. 86, 87, 90). Aus meiner Sicht wäre hier eine tiefgehende Beschäftigung mit der Frage, wie mit möglichen Konflikten zwischen gesellschaftsimmanenten Normen im konkreten Forschungsprozess analytisch umgegangen werden kann, von Interesse. Auf welcher Grundlage kann der Analytiker einer bestimmten empirisch vorfindbaren Norm einen größeren emanzipativen Wert beimessen als einer anderen? Exkludierende, hierarchisierende Normen, wie etwa rassistische Überzeugungen, schließt Herzog überzeugend aus, da sie auf Nicht-Anerkennung anderer beruhen (S. 50–51). Lässt sich aber beispielsweise der höhere emanzipative Gehalt der Forderung nach formalrechtlichen Gleichstellung aller Individuen gegenüber der im internationalen Recht fest verankerten Norm staatlicher Souveränität und Selbstbestimmung tatsächlich immanent aus Migrationspraktiken erschließen, wie es Herzog im erwähnten Beispiel nahelegt? Die Beantwortung der Frage, ob und wie solch grundlegende Normenkonflikte durch eine immanente Kritik, die sich an Leidenserfahrungen orientiert, aufgelöst werden können, erscheint für eine weitere Konkretisierung des Ansatzes und die sich daran anschließende Diskussion untersuchenswert. Das Beispiel des Normenkonflikts zwischen gleichen Individualrechten und der Souveränitätsnorm verweist zugleich auf die für empirische Analysen durchaus relevante analytische Schwierigkeit, wie die Grenzen der zu berücksichtigenden politisch-so-

zialen Einheit in der Forschungspraxis zu bestimmen seien. In diesem Zusammenhang wäre auch der Umgang mit einer möglichen Pluralität normativer Wertvorstellungen zu berücksichtigen. In anderen Worten, wie sind die Grenzen der »Gesellschaft« festzulegen, deren Normativität es zu rekonstruieren gilt? Hier scheint zunächst die Antwort naheliegend, dass derartige Einheiten mithilfe des skizzierten Instrumentariums aus dem sozialen Kontext selbst heraus zu rekonstruieren seien, ähnlich wie es etwa in der Foucaultschen Diskursanalyse gilt, diskursive Formationen zu »individualisieren«. Wenn Praktiken, Ideologien, Subjektivitäten und weitere diskursive und nicht-diskursive Realitäten jedoch nicht in ihrer gegenseitigen Bedingtheit und Verstrickung in einer übergreifenden Gesellschaftsordnung zu analysieren wären, bliebe die Analyse hinter dem selbstgesteckten Ziel einer strukturellen Gesellschaftskritik zurück. Sollten demzufolge größere soziale Formationen, etwa rechtlich-ökonomisch institutionalisierte Gesellschaften den Untersuchungsgegenstand bilden, erscheint es fraglich, ob sich in empirischen Analysen prinzipiell eine normative Kohärenz oder Homogenität identifizieren ließe. Wie wäre in Fällen normativ pluraler Gesellschaften eine Hierarchisierung zwischen konkurrierenden normativen Ordnungen zu bestimmen? Für eine weitere Beschäftigung mit den Möglichkeiten und Grenzen einer sich als immanent und kontext-gebunden universalistisch verstehenden Gesellschaftskritik, die sich diskursanalytischen Mitteln bedient, um einen gesellschaftsimmanenten normativen Überschuss zu identifizieren, wäre die Frage nach dem Umgang mit einer Koexistenz – potentiell konkurrierender – normativer Ordnungen, neben der Frage nach Normenkonflikten daher aus meiner Sicht ein relevanter Ansatzpunkt.

Mit *Discourse Analysis as Social Critique* leistet Herzog einen einsichtsreichen Beitrag zur Diskussion des Kritikverständnisses in der diskursanalytischen Forschung sowie zur soziologischen Verankerung der Kritischen Theorie. Mit seinem Anliegen zu einem theoretisch wie politisch fruchtbaren Verhältnis zwischen dem postmarxistischen Streben nach einer emanzipatorischen Verbindung von Theorie und Praxis einerseits und dem antiessentialistischen, genealogisch operierenden Interesse das Gewordensein des Sozialen aufzuzeigen andererseits beizutra-

gen, macht das Buch einen begrüßenswerten Aufschlag für einen stärkeren Dialog zwischen VertreterInnen unterschiedlicher Kritikbegriffe und -traditionen. Herzogs Ansatz orientiert sich zwar stark an einem an Honneth anknüpfenden Kritikverständnis und formuliert so zahlreiche Anregungen für eine stärkere soziologisch-empirische Verankerung der Kritischen Theorie mithilfe eines diskursanalytischen Instrumentariums. Dennoch leistet das Buch auch für antiessentialistische und genealogische Spielarten der Diskursanalyse wichtige Beiträge, insbesondere durch die Fülle von forschungspraktischen, begrifflichen und methodologischen Überlegungen dazu, wie das Ineingreifen von Materialität und Sprachlichkeit, diskursiven und nicht-diskursiven sozialen Realitäten konkret erforscht werden kann. Herzogs Plädoyer dafür, diskursanalytische Arbeiten in einen stärkeren Bezug zu einer übergreifenden Gesellschaftskritik zu setzen, bietet zudem wichtige Ansatzpunkte für eine vertiefte Diskussion zur Verbindung diskursanalytischer Forschungspraxis und politischer Invention. Mit *Discourse Analysis as Social Critique* ermunert Herzog dezidiert dazu, die großen Fragen nach der Daseinsberechtigung und politisch-sozialen Funktion der Diskursanalyse, der Kritischen Theorie sowie der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung im Allgemeinen aufzuwerfen, und widmet sich diesen selbst unerschrocken und mit großer Souveränität. Das vorliegende Buch ist daher eine anregende und äußerst lohnende Lektüre.

Discourse Analysis as Social Critique ist bei Palgrave Macmillan in der Reihe »Postdisciplinary Studies in Discourse« erschienen. Das Buch ist für eine breite Leserschaft von SozialwissenschaftlerInnen, die sich mit Diskurstheorie, diskursanalytischen Methoden, Kritischer Theorie und/oder Gesellschaftskritik beschäftigen von großem Interesse.

Literatur

Fraser, N. (1985): Michel Foucault A Young Conservative? In: *Ethics* 96(1), S. 165–184.

- Marx, K. (1844): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: *Deutsch-Französische Jahrbücher*, Dezember 1843/Januar 1844. <http://www.staff.uni-giessen.de/~g31130/PDF/marx/Rechtsphilosophie.pdf> (05.05.2018)
- Laclau, E. (Hrsg.) (1990): *New Reflections on the Revolution of Our Time*. London, New York: Verso.
- Marchart, O. (2010): *Die politische Differenz: Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*. Berlin: Suhrkamp.
- Mouffe, C./Laclau, E. (1987): *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*. London: Verso.

Anschrift

Laura Pantzerhielm
 Freie Universität Berlin und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
 E-Mail: laura.pantzerhielm@wzb.eu

Zinn, J. O./ McDonald, D. (2017): *Risk in the New York Times (1987–2014). A corpus based exploration of sociological theories*. Cham: Springer International Publishing – Palgrave Macmillan.

To what extent do the assumptions of different sociological theories contribute to explain the social »shift towards risk«? (3) This is the central question of the corpus study that is the basis of the book reviewed here: »Risk in the New York Times (1987–2014). A corpus based exploration of sociological theories« by the sociologist Jens O. Zinn and the corpus linguist Daniel McDonald. The goal is to empirically examine this research topic, however, not with traditional social science methods, but with corpus linguistic analyses – using the New York Times news coverage between 1987 and 2014 as sample.

So, the starting points of the study are the hypotheses derived (by the authors) from different sociological approaches concerning risk in diverse contexts – from technical or environmental catastrophes, pandemics, terrorism, financial crises, to everyday-life-risk-management of problems like which career to pursue, how to deal with the risk of chronic illness, how to prepare for retirement, what to eat and to drink and so on. The authors reflect the state of the art of this research subject in sociology by describing a wide range of theoretical perspectives – techno-scientific paradigms, understanding risk as an objectively calculable and measurable reality (in contrast to the common sense lay-perspective) (8), the »governmentality« perspective interested in examining how something can be understood as risk in the framework of »a calculative effort to manage the future« (10), social science approaches distinguishing between real risk and risk as socially and culturally determined and constructed subjects of discussion (9), systems theory focusing how risk becomes real through communication and the so-called risk-society-perspective – epistemologically to classify between realist and constructionist approaches – from which the reality of risk is seen as influence factor on social debates without the possibility to separate them from the social framework. Informed by these backgrounds the

meaning of risk is differentiated into the following notions: »risk as danger or threat, risk as part of (an often) scientific calculation of likelihood that something undesired happens, and risk-taking as an activity which could have negative and positive outcomes« (12).

The assumptions, hypotheses and questions with regard to the »shift towards risk« derived from these diverse theoretical backgrounds are varied. Some research perspectives suggest the growing normalisation of the experience of risk and the social practices to deal with risk. As a consequence, the authors expect the establishment and institutionalisation of the notion of risk in all social domains. Another supposed development is the increasing dominance of the negative meaning of risk (danger, harm). Different hypotheses are due to the views described above, for example the suggestion of a »culture of fear« given by the risk-society-perspective or the interpretation of risk communication as rationality and an »expression of the successful application of risk technologies rendering the future manageable« (35f.) by the governmentality-perspective. The attribution of risk to specific groups is an aspect that is examined. The transfer of a »risk epidemic« (37) from academic articles to news coverage and an epidemiological worldview as a commonplace in public discourses about health and illness are suggested, too. These are just a few examples. The authors show that the sociological assumptions are related to very different levels.

This leads to the question, how a linguistic analysis can capture this multifaceted research field. Social theories as a starting point for linguistic studies are nothing new. But mostly such works are written by linguists who use sociological approaches. The fact that a sociologist uses linguistic methods and collaborates with a corpus linguist is unusual and innovative. It is all the more interesting to find out how this interdisciplinary approach works exactly especially if we consider the diverse research questions. The authors systematically link linguistic findings to sociological phenomena. They justify this with the observation of a shift in linguistic practices concerning risk – for example the more common usage of the word »risk« after World War Two or shifts in meanings of words in the risk-context – what they consider as an indication of systematic social change. Therefore, a functional (not a for-

mal) linguistic theory with a socio-semantical orientation seems to be obvious. As a consequence of this consideration two approaches are discussed in the second chapter of the book (following the presentation of the fundamentals of social science): frame semantics and systemic functional linguistics (38–52).

The perspective of frame semantics (according to Charles Fillmore) is shown rather briefly. The authors reflect that there are even successful applications of the approach in risk research. Nevertheless, they reject him with regard to the current issue. To support this decision, the following reasons are alleged: Frame semantics focuses on the cognitive representation of risk, but the study aims primarily at the »interpersonal« (40) pragmatics and the negotiation and the exchange of risk in interaction as a »commodity« (40). Moreover, the goal is to capture risk not only as the central subject of sentences, but also, for example, as quality of objects (e.g., at-risk youth). It is considered a problem that these instances of risk are difficult to interpret with frame semantics. These concerns are understandable. However, in my opinion, this approach offers more possibilities than shown in the short section of the book and should not be reduced to the one already identified cognitive frame of the verb »risk«. It should be considered that in the state of the art of frame semantics, frames are not only regarded as individual cognitive structures (as the authors show, cf. 40f.), but also socially-negotiated, interpersonal conventionalized frames are taken into consideration – the social cognition (cf. van Dijk 2008).

The authors opted for Systemic Functional Linguistics (SFL) as an explanatory framework and as a link between the lexicogrammatical level, meaning and social context. The reason given for this is that SFL provides a functional explanatory framework that covers language in use and an interpretation of »meaning as a stratum of language that lies between words and social context, rather than between words and the (individual) mind [...], the systemic functional approach allows us to separately consider how risk figures into *depictions of the world*, and how risk figures into *writer's relationship with readers*, as a thing is or is not argued about, [...] it provides a conceptualisation of the relationship between text and context« (40f.). In particular, it is highlighted as a unique advantage that SFL provides the ability to account

for discourse semantics because the approach allows a description of the context solely on the basis of the lexicogrammatical content of the text. These are good reasons and SFL is an obvious approach with the described potential, which is discussed in the field of discourse analysis at the intersections between sociology and linguistics. Norman Fairclough (1995) for example explicitly advocates SFL as a powerful basis for discourse analysis because of its focus on the functional and the connection between the texture of texts and their social contexts. He also emphasizes that the systemic view offers not only the possibility »for analyses of what is in the texts, but also for analyses of what is absent or omitted from texts« (Fairclough 1995, S. 210), it comprises the options of selection in a system constituting meaning potentials. But this long-striding step – from the lexicogrammatical content to the system of meaning and social context and its transformation – is a difficult challenge in the present case with regard of the partially very complex sociological assumptions.

However, in the book discussed here, the application of SFL-theory remains very close to what is in the text – the lexicogrammatical surface of the language. The linguistic analysis examines risk words – their frequency, their grammatical forms and syntactic roles (risk as noun, as verb (and process), as pre-head nominal modifier, as participant and so on) – and their co-text (52) – the written text environment – in a corpus that contains New York Times newspaper texts (1987–2014) in the amount of 14.487.500 tokens (72). The corpus has been linguistically annotated and the authors offer a new toolkit for corpus analyses that they also apply (71f.). So, the study is of interest for corpus linguists in general – also from a practical perspective. It is to emphasize in a positive sense, that not only lexical properties are focused (as in many discourse studies), but also more complex grammatical shapings of concepts and the co-text of risk words. This leads to the benefit, that the results of the corpus linguistic study not only show for example the increase in the frequency of risk words, or that risk nouns and adjectives are used more frequently than verbal / procedural risk expressions, but rather correlations like this: »Both *pose risk* and *put at risk* have overtaken *run risk* in frequency. Use of the prototypical risk process, *to risk* is declining. Fi-

nally, there is some evidence for reduced agency in the risk process.« (105), or: »The most frequent riskers are pronominal and show significant gender differences. »He« risks almost five times more than »she« (ibid.).

In the course of the research design, attempts were made to operationalize at least important aspects of the initial sociological questions, which can also be seen in such results. However, further interpretive steps are undertaken almost exclusively from the sociological perspective without a more detailed transfer of findings from the linguistic approach. Further linguistic considerations and interpretations, preferably a methodological explanatory framework that incorporates linguistic theories of discourse (not only sociological discourse approaches) would have been helpful and could have acted as a mediator and additional point of reference for the sociological theories. Thus, the sociological explanatory framework uses the results of the corpus linguistic study quite abruptly without more detailed linguistic mediation and attempts to bridge the gap. This creates a tension that opens up interesting perspectives on the one hand, but is also problematic on the other hand.

Nevertheless, the results are insightful and provide promising starting points for further research. The authors convincingly found evidence »for the increasing and fundamental institutionalisation of social understanding and managing of risk« (159), the calculative and rational (according to the »governmentality«-perspective) and routinely dealing with risk and the codification of risk procedures (indicated by increasingly nominalised instantiations of risk words). »The Risk has become a part of the known cultural repertoire, which no longer requires further explanation« (ibid.). This is considered as shown not only by the frequency of the use of risk words, but also by the increasing use of risk words as pre-head modifiers and the movement of risk words »from the central components of a clause (subject, finite and predicator) towards the less arguable positions of complement and adjunct« (ibid.). This does not mean that risk is considered calculable and controllable, but there is also no validation of a generalised »culture of fear«-perspective, the presentation of risk in the news is ambivalent. Risk as a process is decreasing in general, everyday people are less found in the active risk-taking

position, in this position, powerful people and organisations dominate. In the news coverage, reports are more frequently found to be concerned with »the ›scandal‹ of individuals being exposed by others or by social circumstances to risk« (162).

Another finding is a tendency towards an increasingly negative understanding of risk words. Simultaneously the number of unique risk words has diversified (161). Beyond that, there is a more metaphorically use of risk words observed. This result underpins the assumption, that risk has become part of a generalised worldview. A particularly high density of risk words is found in health-related articles. A separate chapter of the book is dedicated to this context –chapter 5 »Risk, Health and Medicine in the New York times«, which follows a chapter about the findings of risk words in the New York Times in general. The previous chapters that are described and discussed above, are »Introduction« (chapter 1), »Conceptual Foundations« (chapter 2) and »Research Design and Methods« (chapter 3). The results are summarized in chapter 6 and the conclusions are supplemented by further research perspectives. In this part of the book the limitations of the study are well reflected – for example the missing examination of »what has not been reported and why« (165), of broader risk semantics and representations of risk that do not involve risk lexis (166), the limitations that result from the selection of the corpus (just one newspaper, a short time-span of 27 years) and the non-consideration of different media cultures in different countries. In addition, to explain a general social »shift towards risk« different forms of communication, text-types, genres and varieties would have to be considered. In this respect it seems obvious to conduct further studies with other corpora – which include not just other newspapers as announced in the ›perspectives‹-chapter 6, but also other text-types, for example texts from the fields of technical and special language, everyday language or advertising language – and additional approaches, that also take context into account.

Despite all limitations – acknowledged by the authors themselves – the book is a highly instructive and enlightening contribution to this field of research. The book reflects the state of the art from the corpus linguistic and the sociological point of view in an exciting, highly topical and

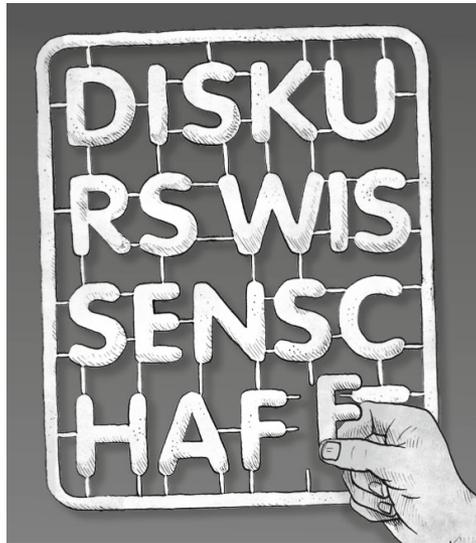
currently relevant domain. The innovative approach addresses a vivid and increasing field of cultural and social research with digital methods within the frameworks of the Digital Humanities and Digital Social Science, attractive to corpus linguistics, corpus assisted discourse studies and sociological studies as well.

References

- Fairclough, N. (1995): Critical Discourse Analysis. The critical study of language. Longman: London / New York.
- Van Dijk, T. A. (2008): Discourse and Context: a sociocognitive approach. Cambridge: University Press.

Anschrift

Dr. Michael Bender
Technische Universität Darmstadt
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
Fachgebiet Germanistische Sprachwissenschaft –
Digitale Linguistik
64293 Darmstadt
E-Mail: mbender@linglit.tu-darmstadt.de



Spring School ›Wissenssoziologische Diskursanalyse‹

Universität Augsburg, 19. und 20. März 2019

Organisation: Prof. Dr. Reiner Keller & Dr. Saša Bosančić

Die Springschool Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) wendet sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die in Qualifikationsvorhaben oder Forschungsprojekten mit diskurstheoretischen und diskursanalytischen Perspektiven der WDA arbeiten bzw. arbeiten wollen. Sie bietet nach einer Einführung in theoretische Grundlagen die Möglichkeit, Fragestellungen sowie Forschungsdesigns der WDA-basierten Diskurs- und Dispositivforschung zu diskutieren, einzelne methodische Vorgehensweisen unmittelbar datenbezogen in kleinen Arbeitsgruppen zu erproben und Fragestellungen aus den eigenen laufenden Projekten bzw. Projektvorhaben in die Diskussionen einzubringen. Im Zentrum der Spring School steht die Einführung in die zentralen Begrifflichkeiten und Analysekonzepte der WDA und damit verbunden die Fragen zur konkreten empirischen Umsetzung. Neben der Arbeit an empirischen Materialien werden auch Vertiefungen zur Subjektivierungsanalyse (Sasa Bosančić) und zur WDA in den Politikwissenschaften (Wolf Schünemann) angeboten.

Aktuelle Informationen und weitere Details, Anmeldemodalitäten und sonstige Informationen unter www.diskurswissenschaft.de

›Die Diskursive Konstruktion von Wirklichkeit IV – Interdisziplinäre Perspektiven einer wissenssoziologischen Diskursforschung‹

Tagung an der Universität Augsburg, 21. und 22. März 2019

Organisation: Prof. Dr. Reiner Keller & Dr. Saša Bosančić

Seit 2013 findet im zweijährigen Rhythmus an der Universität Augsburg die Tagung »Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit« statt. Sie versammelt interdisziplinäre Beiträge zur wissenssoziologischen Diskursanalyse und angrenzenden Perspektiven der Diskursforschung. Damit zielt die Tagung explizit auf inter- und überdisziplinäre Diskussionen und Reflexionen über laufende und abgeschlossene Forschungen sowie Fragen der Theorie, Methodologie und Methoden. Die kommende Tagung möchte die interdisziplinäre Diskussion über Grundlagen und Anwendungen wissenssoziologischer Diskursforschung und angrenzender Perspektiven fortführen.

Alle weiteren Informationen zu den Anmeldemodalitäten, zur Anreise u.v.m. finden sich unter www.diskurswissenschaft.de



Die **Zeitschrift für Diskursforschung** ist die erste Fachzeitschrift, die der anhaltenden Konjunktur von sozialwissenschaftlicher Diskursforschung im deutschsprachigen Raum Rechnung trägt. Als interdisziplinäres Forum für discourse studies wird sie theoretische, methodologisch-methodische und empirische Beiträge aus den Sozialwissenschaften und angrenzenden Disziplinen veröffentlichen.

The Journal for Discourse Studies | Zeitschrift für Diskursforschung (ZfD) – is the first peer-reviewed academic journal to react to the ever rising importance of discourse research in social sciences in the German speaking countries. As an interdisciplinary forum for discourse studies, the journal includes theoretical, methodological as well as empirical articles from social sciences and neighboring disciplines.

Herausgeber/Editors: Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Beirat/Scientific Board: Johannes Angermüller, Andrea D. Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz X. Eder, Ekkehard Felder, Herbert Gottweis (†), Fabian Kessler, Peter A. Kraus, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo H. Warnke, Martin Wengeler, Ruth Wodak

Redaktion/Editorial Office: Martin Blessinger, Sasa Bosancic, Christopher Schwitanski, Universität Augsburg, Lehrstuhl für Soziologie (Prof. Keller), Postfach, 86135 Augsburg, E-Mail: [zfd\(at\)phil.uni-augsburg.de](mailto:zfd(at)phil.uni-augsburg.de), Tel. 0821/598-4071, www.uni-augsburg.de/zfd

ZfD – Regeln für die Einreichung der Manuskripte: Die ZfD unterliegt einem doppelten anonymen peer-review-Verfahren. Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden und sollten einen Gesamtumfang von 60 000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Jedem Artikel ist ein Abstract sowohl in deutscher und englischer Sprache (inklusive der Übersetzung des Titels) im Umfang von 600-800 Zeichen beizufügen sowie 6-8 Keywords in beiden Sprachen. Das Manuskript ist anonymisiert und entsprechend der formalistischen Hinweise der ZfD einzureichen. Alle Regeln zur Einreichung der Manuskripte finden Sie auf der Homepage www.uni-augsburg.de/zfd

Manuscript submission: The Journal for discourse studies (ZFD) is a double reviewed journal. Manuscripts can be submitted in German or English language. The scope for submitted texts is 60.000 characters including space characters. Every article should be accompanied by an abstract in both German and English (and this should include a translation of the title). Abstracts should be between 600 and 800 keystrokes in length. The manuscript texts themselves should bear no indication of the name(s) of the author(s). Our general guidelines for submissions can be found at www.uni-augsburg.de/zfd

Verlag/Publisher: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim

Anzeigen/Advertisement: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-386, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement und Einzelheftbestellungen/Subscription: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-330, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: medienservice@beltz.de

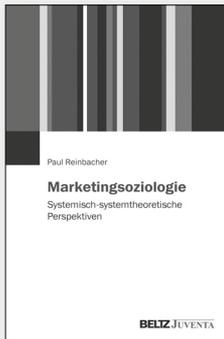
Bezugsbedingungen/Subscription: Jahresabonnement Euro 49,00, Studierende mit Studiennachweis Euro 35,00, Einzelheft Euro 29,95, jeweils zzgl. Versand. Der Gesamtbezugpreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (3 Hefte). Das Kennenlernabo umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 29,95 inkl. Versand.

Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabonnementsende.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Jahresregister finden Sie auf www.beltz.de

Printed in Germany
ISSN 2195-867X



Paul Reinbacher

Marketingsoziologie

Systemisch-systemtheoretische Perspektiven

2018, 116 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-3870)

Auch als **E-Book** erhältlich

Die Aufsätze schließen durch kreative Syntheseleistung eine Lücke im sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Diskurs, indem sie Marketing mit systemisch-systemtheoretischen Perspektiven analysieren.



Axel Philipps

Wissenschaftliche Orientierungen

Empirische Rekonstruktionen an einer Ressortforschungseinrichtung

Wissenskulturen, 2018, 126 Seiten, broschiert, € 24,95

ISBN 978-3-7799-3897-2

Auch als **E-Book** erhältlich

Die vorgestellten Studien untersuchen, wie sich Forschende in einer Ressortforschungseinrichtung mit den Erwartungen an die Praxisrelevanz ihrer Tätigkeiten arrangieren.



Claudia Obermeier / Linda Dürkop-Henseling (Hrsg.)

Typisch Soziologie!?

Sozialwissenschaft zwischen Wissenschaft und Praxis

2018, 225 Seiten, broschiert, € 19,95

ISBN 978-3-7799-3786-9

Auch als **E-Book** erhältlich

Dieser Sammelband schlägt die Brücke zwischen der Soziologie als genuin wissenschaftlich orientierter Disziplin und den Fertigkeiten und Fähigkeiten, die Absolvent*innen dieses Faches aus der Universität mit hinein in die Praxis nehmen.



Maksim Hüenthal

Soziale Konstruktionen von Kinderarmut

Sinngebungen zwischen Erziehung, Bildung, Geld und Rechten

Kindheiten, 2018, 276 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-3306)

Auch als **E-Book** erhältlich

Das gesellschaftliche Problem der Kinderarmut tritt in Deutschland in unterschiedlichen Sinngebungsfacetten auf: als Erziehungs-, Bildungs-, Geld- und Rechearmutskonstruktion. Alle Kinderarmutskonstruktionen verfolgen das Grundanliegen, eine Transformation der wohlfahrtsstaatlichen Regulierung sozial verletzter Kindheiten in Deutschland zu erreichen.



Judith von der Heyde

Doing Gender als Ultra – Doing Ultra als Frau

Weiblichkeitspraxis in der Ultrakultur.

Eine Ethnographie

Sportfans im Blickpunkt sozialwissenschaftlicher Forschung

2018, 364 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-3737)

Auch als **E-Book** erhältlich

Die Arbeit stellt ein dichtes ethnografisches Portrait einer deutschen Ultragruppe dar und rekonstruiert die Geschlechterkonstruktionen zweier junger Frauen als Mitglieder einer solchen sogenannten „Männerdomäne“.



Lothar Böhnisch

Abweichendes Verhalten

Eine pädagogisch-soziologische Einführung

Grundlagentexte Pädagogik, 5., überarbeitete Auflage 2017

276 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-2187)

Auch als **E-Book** erhältlich

Die Pädagogik Abweichenden Verhaltens erschließt einen pädagogischen Zugang zu Abweichendem Verhalten und ermöglicht eine soziologische Annäherung an das Subjekt aus dem Sozialen heraus.



Tine Haubner / Tilman Reitz (Hrsg.)

Marxismus und Soziologie

Klassenherrschaft, Ideologie und kapitalistische Krisendynamik

Arbeitsgesellschaft im Wandel

2018, 276 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3054)

Auch als **E-Book** erhältlich

Der Band versammelt Beiträge zur soziologischen Aktualität an Marx anschließender Theorie und Gesellschaftsanalyse. Sie gehen der Frage nach, in welcher Weise zentrale Themen der Gegenwart wie soziale Ungleichheit, die Krise der Reproduktion, Umweltzerstörung oder digitale Technologien mithilfe marxistischer Analysewerkzeuge erschlossen werden können.



Alexandra Scheele / Stefanie Wöhl (Hrsg.)

Feminismus und Marxismus

Arbeitsgesellschaft im Wandel

2018, 250 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3052)

Auch als **E-Book** erhältlich

Anlässlich des 200. Geburtstages von Karl Marx gibt dieser Band einen Einblick in aktuelle feministische Auseinandersetzungen mit seinen kapitalismuskritischen Schriften. Es werden das schwierige Verhältnis zwischen Marxismus und Feminismus ebenso reflektiert wie Perspektiven für die Weiterarbeit entwickelt.



Veronika Wöhrer / Teresa Wintersteller / Karin Schneider / Doris Harrasser / Doris Arzmann

Praxishandbuch Sozialwissenschaftliches Forsuchen mit Kindern und Jugendlichen

Grundlagentexte Methoden

2018, 140 Seiten, broschiert, € 16,95 (44-3834)

Auch als **E-Book** erhältlich

In dem Praxishandbuch werden Grundbegriffe der empirischen Sozialforschung sowie konkrete praxiserprobte Methoden zur gemeinsamen Forschung mit Kindern und Jugendlichen anschaulich vorgestellt.